



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie**

**Stoll, Adolf**

**Stuttgart, 1923**

IV. Dessau, Berlin, Weimar, Jena, 1795-1800

**urn:nbn:de:hbz:466:1-43628**

## IV. Dessau, Berlin, Weimar, Jena

1795—1800

### Dessau und Weimar

Das Leben in der anhaltischen Residenz, in der die Familie am 7. Dezember 1795 eintraf, war belebter, anregender und abwechslungsreicher als in Urolsen. Anfangs widerstrebte dem Künstler wohl der Gedanke, wieder fest gebunden zu sein. „Beim Abschluß des Vertrags“, schreibt er an Böttiger, „schauerte es mich; aber vor vierzehn Jahren war's auch so, und der Vertrag hat mich doch nicht gereut!“ Auch hatte es wirklich keine Gefahr, sich in den Dienst eines so wackeren und vornehm denkenden Fürsten zu begeben, wie Leopold III. Friedrich Franz, der Enkel des „Alten Dessauers“, einer war (geb. 1740, reg. 1758—1817, seit 1807 als Herzog); hat ihn doch Winkelmann für den edelsten aller Menschen erklärt. Seine Gemahlin war Louise geb. Prinzessin von Preußen, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt (1750—1811), eine Base des Fürsten, eine treffliche Frau, noch edler als ihr Gemahl.

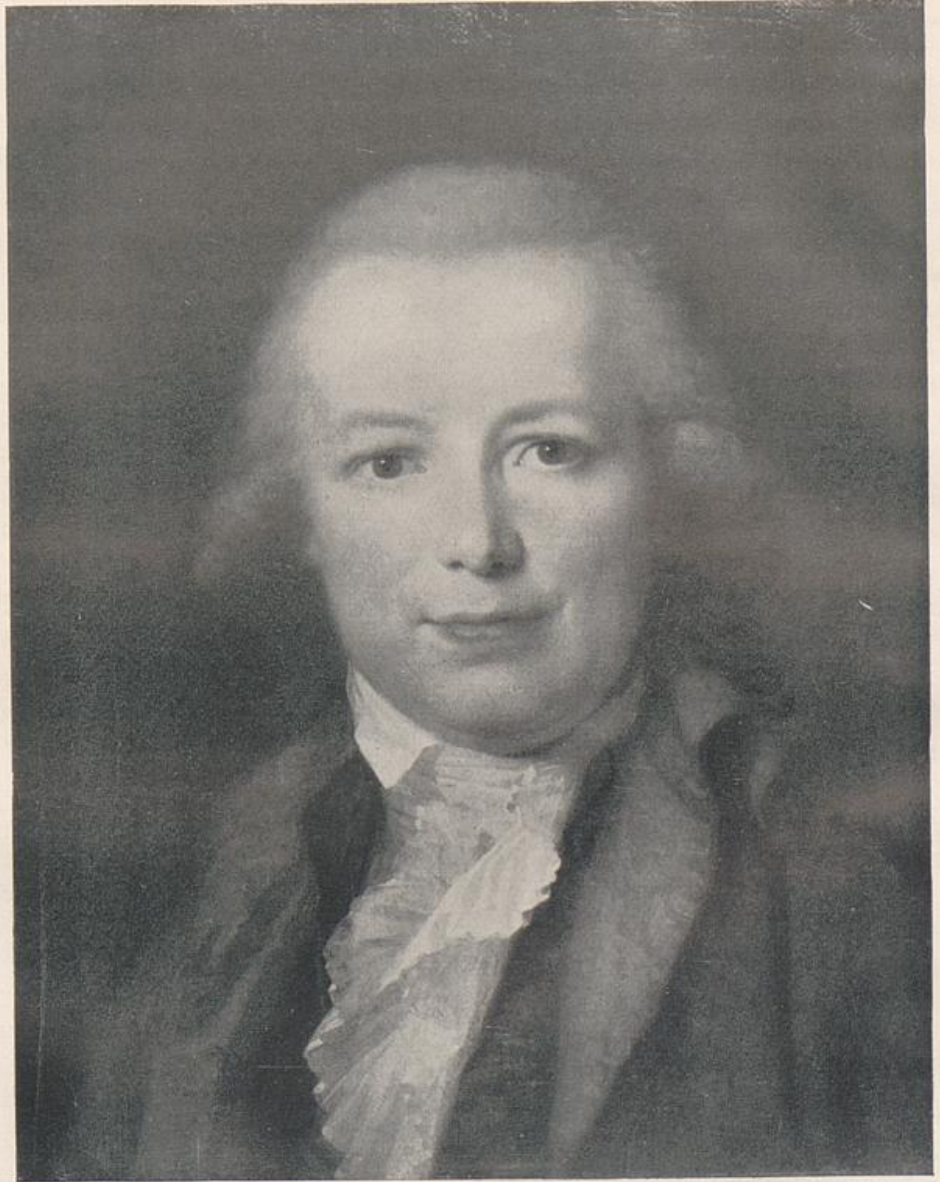
Eine Hauptstütze für Tischbein war zunächst der dem Fürsten innig befreundete Architekt Fr. W. v. Erdmannsdorff, 1736—1800, der Erbauer des herzoglichen Schlosses in Dessau und Schöpfer des berühmten Parkes von Wörlitz; er hatte mit dem Fürsten die „Chalkographische Gesellschaft“ begründet, und um deren Kupferstecher beschäftigen zu helfen, hatte Tischbein sechs historische Gemälde liefern sollen; doch hat sich — im Nachlaß des Prinzen Jürge — nur ein Genrebild von Tischbein gefunden, ein in einer Säulenhalle vor einer schlafenden Frau kniender Mann. Zu einem Bildnis des Fürsten selbst kam es trotz allerlei Vorbesprechungen und Anfertigung von fünf Skizzen leider nicht<sup>1</sup>, wie Tischbein meint, weil sein Vorgänger im Maleramte, Lecheffki, ihn zu sehr mit ewig langen Sitzungen gequält habe. Erdmannsdorff dagegen ist von Tischbein gemalt worden, und der Stich, den Kosmäsler nach seinem Bildnis gefertigt, ist der Lebensbeschreibung vorgefegt, die der Hofrat Rode von Erdmannsdorff verfaßt hat. Mit seiner Gemahlin, Wilhelmine geb. von Ahlimb, ist die Familie in keinen Verkehr mehr gekommen, da sie noch 1795 starb.

Der Vertrag, den Tischbein mit dem Fürsten schloß, sicherte ihm neben sechs Monaten jährlichen Urlaub allerdings nur 400 Taler, aber seine Bilder

<sup>1</sup> Ein solches vom Hofmaler Anton Maron s. Bi. 412.



Christoph Martin Wieland



Karl August Böttiger

für den Hof wurden ihm dafür mit dem vollen Preise — anstatt eines herabgesetzten bei höherem Gehalte — honoriert; und er ist fleißig gewesen in den fünf Jahren seines Dessauer Lebens.

Gegen Ende Februar 1796 ließ der Berliner Hof durch den durchreisenden Kunsthändler Artaria bei Tischbein anfragen, ob er dorthin kommen und die Kronprinzessin (die spätere Königin Luise) und ihre Schwester in einer Gruppe in Lebensgröße malen wolle: das Bild solle in England gestochen werden. „Tischbein hat sich nicht lange bedacht, dies anzunehmen; denn die Prinzessinnen sollen beide sehr schön und unbeschreiblich reizende Figuren sein; er wird dort die Büsten malen und dann das große Gemälde hier machen. Er ist gestern (7. März) abgereist und bleibt drei Wochen aus<sup>1</sup>.“

Der Ruf an seinen Hofmaler von seiten des befreundeten und verwandten Berliner Hofes verursachte auch dem Fürsten, wie Tischbein an Böttiger schreibt, „wahres Vergnügen“.

Der Hauptauftrag, die beiden Prinzessinnen zu malen, wurde zwar zuerst in Angriff genommen, konnte aber nicht ununterbrochen durchgeführt werden. In der Zwischenzeit malte er daher die treffliche Prinzessin Luise, Tochter des jüngsten Bruders König Friedrichs II., des Prinzen Ferdinand (1730 bis 1813), und ihren Bräutigam, den Fürsten Anton Heinrich von Radziwill, den Komponisten der allbekanntesten Musik zu Goethes Faust, dem sie am 16. März angetraut ward, und ihren Vater, sowie ihre beiden Brüder, den genialen Louis Ferdinand (1772—1806), der bei Saalfeld gefallen ist, und den Prinzen August (1779—1843); er nahm die fünf Bilder zugleich vor und vollendete sie auch gleichzeitig.

Tischbein rühmt „die Güte und Bereitwilligkeit (an Böttiger, 29. Juni 1796), mit der die beiden Prinzessinnen mir Sitzungen gewährten; aber die Art derselben war nicht so, wie es zur Malerei ersprießlich ist; die vielen Bälle, Feste, Dejeuners und die kurz darauf erfolgende Abreise der Damen machten es unmöglich, mich selbst zu befriedigen. Das Porträt der Prinzessin Louis fiel aber doch ziemlich gut aus<sup>2</sup> und erhielt allgemeinen Beifall. Das der Kronprinzessin konnte ich aber nicht gehörig vollenden; ich faßte einen dreisten Entschluß und fing ein ganz neues Porträt an, und dieses, ich darf es sagen, ist gelungen (s. Tafel 7). Die Kronprinzessin kam zweimal deshalb nach Berlin. Und so wenig Zeit mir auch zu den fünf Bildern der Familie des Prinzen Ferdinand gelassen wurde, so sind doch auch sie alle sehr ähnlich ausgefallen.

<sup>1</sup> Sophie Tischbein an Schlegel, Siebiger a. a. D. 339. — Er blieb aber bis nach Mitte Mai aus. Er wohnte im „Goldenen Adler“ auf dem Dönhofsplatz. — Caroline Tischbein erwähnt diese Reise erst u. S. 139.

<sup>2</sup> Siehe darüber den Anhang I.

Das erste Porträt der Kronprinzessin hatte ich dennoch inzwischen noch mit Geduld und Zeit zustande gebracht und es der verwitweten Königin (Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1715—1795, vermählt 1733, der Gemahlin Friedrichs des Großen), welche es begehrt hatte, selbst überreicht<sup>1</sup>. Diese war auch sehr damit zufrieden, und bei ihr erfuhr ich, daß mir auch das Porträt des Kronprinzen zugedacht sei. Neue Verzögerungen! Aber endlich konnte ich es anfangen und habe die Genugthuung gehabt, es schnell und zu aller Zufriedenheit zu vollenden.

Außer dem Porträt der Landgräfin von Hessen-Cassel (Philippine, zweiten Gemahlin [1773] des 1785 verstorbenen Landgrafen Friedrich II., † 1800, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Schwester der Fürstin von Dessau), in ganzer Figur, halber Lebensgröße, habe ich noch vier Porträts von Privatpersonen<sup>2</sup> und vier Kopien der Prinzessinnen gemacht. Hier (in Dessau) habe ich bereits das lebensgroße Gemälde der Kronprinzessin in Angriff genommen, und ich bedaure sehr, daß ich mit ihm so eilen muß, da es bereits Anfang August in Berlin sein muß, nämlich für den Geburtstag des Kronprinzen (3. August).

Ich habe Bießer<sup>3</sup>, Teller<sup>4</sup>, Zöllner<sup>5</sup>, Nicolai, Göttingk<sup>6</sup> und Ramler<sup>7</sup> persönlich kennen gelernt; die Bibliothek habe ich wenig genossen. Die Kunstschätze aber in Potsdam, antike und moderne Bildhauerei und Gemälde habe ich genossen, wie es sich gebührt, und zwar in Gesellschaft zweier geschickter Künstler, des sehr geschickten Bildhauers Schadow<sup>8</sup> und des Herrn Weitsch<sup>9</sup>.

So wenig Vergnügen er auch im Anfang nach zu großen Erwartungen

<sup>1</sup> Das Bild der Königin Elisabeth Christine, das nach Parthey, Bildersaal von Friedrich herrühren soll (Nr. 5, S. 640), ist nicht von diesem gemalt, sondern wohl von Wilhelm (siehe dessen Aus meinem Leben, S. 135f.)

<sup>2</sup> Darunter den Buchhändler und Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai, 1733—1811; s. u.

<sup>3</sup> Johann Erich Bießer, 1749—1816, Schriftsteller und Bibliothekar.

<sup>4</sup> Wilhelm Abraham Teller, 1734—1804, Theolog, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

<sup>5</sup> Johann Friedrich Zöllner, Propst und Oberkonsistorialrat, mit Bießer und Nicolai Hauptvertreter der Berliner Aufklärung.

<sup>6</sup> Leopold Friedrich Günter von Göttingk, 1748—1828, Dichter.

<sup>7</sup> Karl Wilhelm Ramler, 1725—1798, Dichter.

<sup>8</sup> Caroline meint, ihr Vater habe damals die Bekanntschaft mit Schadow erneuert; ich konnte nichts darüber feststellen. — Ubrigens war der große Bildhauer — wie Dser, Schinkel, Max Klinger — auch ein hervorragender Zeichner und Maler.

<sup>9</sup> Friedrich Georg Weitsch, 1758—1828; sein schönes Selbstbildnis siehe bei Biermann 1, 260.

von Berlin dort gefunden hatte, so gefiel es ihm doch immer besser, und er beabsichtigte auch im nächsten Jahre wieder hinzugehen; doch ist dies unterblieben.

Erst im September 1796 erfuhr Tischbein und seine Gattin, und zwar durch Matthäi, daß sich inzwischen Wilhelm Schlegel mit Karoline verheiratet und in Jena niedergelassen habe; sofort sandten sie ihre Glückwünsche dorthin<sup>1</sup>; „die Bekanntschaft Ihrer Frau zu machen,“ hatte Sophie herzlich geschrieben, „würde meine größte Lebensfreude ausmachen! Wird sie mir auch ein wenig gut sein? Ich liebe sie schon, als ob ich sie lange gekannt hätte.“ Auch Karoline Schlegel hatte auf den Künstler zu achten begonnen; schon vor seiner Niederlassung in Dessau schreibt sie an Luise Gotter, die zweite Schwiegermutter ihres späteren Gatten Schelling<sup>2</sup>: „Er ist ein vortrefflicher Porträtmaler, ich habe Gemälde von ihm gesehen, und die Weichheit seines Pinsels hat mich entzückt. Sie singt vortrefflich und soll auch sonst sehr liebenswürdig sein, wenn ich der Angabe eines gemeinschaftlichen Freundes trauen darf: Schlegel kannte diese Leute sehr gut in Amsterdam.“

Auf die dringende Einladung kam denn auch Schlegel, wenigstens allein, von irgendwoher Tischbein begleitend, nach Dessau und brachte dort „anderthalb sehr glückliche Tage zu“ (Oktober 1796)<sup>3</sup>. Er las ihnen wieder wie einst vor — ein Zeichen für die rege Teilnahme des Paares an literarischen Dingen, wie sie seine Briefe oft verraten —, und zwar Schillers *Musenalmanach* für 1797, mit seinem eigenen „Pygmalion“, und mit den „Kenien“, ohne aber, trotz aller Mühe, seine Freunde „eines anderen über diese überreden zu können“<sup>4</sup>.

Am 2. März 1797 beschenkte Sophie ihren Gatten mit dem dritten Kinde, Karl Wilhelm, der auch Maler wurde († 1855); das Ereignis begeisterte den glücklichen Vater zu humorvollen dichterischen Mitteilungen an Schlegel<sup>5</sup> wie an Böttiger. Das Ehepaar Schlegel kam nun auch schon im nächsten Monat, auf der Rückreise von Dresden, zu ihnen nach Dessau, wobei die beiden Frauen sich in den zwei Wochen nun auch kennen und schätzen lernten und ihre drei Töchter sich innig befreundeten.

Im Frühjahr 1798 war Tischbein einige Wochen in Weimar und Jena; es „war ihm gar wohl da, und manche herrliche Stunde hatte er seinen Freunden zu danken“; dieser Verkehr mit den beiden berühmten Bildungs-

<sup>1</sup> Siebiger, S. 234—237.

<sup>2</sup> Karoline 1, 376.

<sup>3</sup> Karoline 1, 401—404.

<sup>4</sup> Tischbein an Böttiger, November 1796.

<sup>5</sup> Siebiger 338.

zentren war ihm wie seiner ab und zu einmal auch dort erscheinenden Gattin eine große Annehmlichkeit; viele Familien kamen der heiteren, lieben und verständigen Frau mit großer Freundlichkeit entgegen; es war dies zumeist die Bertuchsche.

Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), geboren und gestorben in Weimar, früher Theolog, auch rechtskundig, war Dichter, Schriftsteller, Übersetzer, Begründer und mit Schüg, G. Hufeland und Wieland Leiter der Allgemeinen Literaturzeitung, des größten kritischen Unternehmens in Deutschland; mit dem unten genannten Kraus hatte er 1784 „das Journal des Luxus und der Moden“, das erste derartige deutsche Blatt, und viele andere literarische Unternehmungen gegründet. Er war Geheimer Kabinettssekretär des Herzogs und Legationsrat, und eröffnete 1791 als tüchtiger Buchhändler eine bald zu hohem Ansehen gelangte Kunst- und Verlagshandlung und das „Landesindustrie-Comptoir“, in dem er deutsche und ausländische Waren vertrieb<sup>1</sup>, kurz, zu der auf vielen Gebieten tonangebenden Stellung Weimars trug er in hohem Maße bei.

In regem geistigen Verkehr standen beide Gatten auch mit Karl August Böttiger (1760—1835), einem kenntnisreichen, aber wenig charaktervollen Mann — von Schiller und Goethe als „Dr. Ubique“, als Zwischenträger und „Hans in allen Gassen“ verspottet, Verfasser vieler archäologischer Arbeiten, in dessen Nachlaß sich 20 000 Briefe befanden; er ging denn auch 1804 nach Dresden, aber der Verkehr mit Tischbeins endete nicht mit des Künstlers, sondern erst mit seinem Tode. Er kam auch manchmal nach Dessau zu ihnen, brachte mit und schickte Almanache von sich u. a., neue Bücher, wie Goethes Hermann und Dorothea, das das Paar mit Entzücken las, ebenso wie den Wilhelm Meister, auch wohl einmal ein Gedicht an Sophie, und hielt durch seine Mitteilungen die Gatten über alles und jedes, besonders über Neuerscheinungen auf dem laufenden. Er war Herders Nachfolger als Direktor des Gymnasiums, von ihm nach Weimar gezogen, aber auch von ihm nach einer Weile verleugnet; er redigierte auch das eben genannte „Journal des Luxus“ und den Wielandschen Merkur (s. Tafel 10).

Tischbein hat ihn und Herder schon 1795 gemalt; des letzteren Gunst besaß er mehr als die seiner Frau, Caroline geb. Flachsland, die aber auch bekanntlich, besonders in Geldsachen, schwierig und sehr zum Schelten geneigt war<sup>2</sup>: „Tischbein nimmt für ein Porträt“, schreibt sie 1796 (8. Februar) an Gleim, „sechs Carolin (= etwa 40 Taler); Sie sehen schon daraus, daß die Herren sich zu schätzen wissen. An den Porträts meines Mannes — eins

<sup>1</sup> Er versorgte auch den Tischbeinschen Haushalt mit solchen.

<sup>2</sup> Ihr Bild bei Neubert, 52 und 54, und Kb. 248.



in bürgerlicher, eins in geistlicher Tracht — hat er sich gröblich versündigt, war eigensinnig, empfindlich — kurz und gut: am Ende ist kein Mensch mit seinen Porträts zufrieden gewesen. Er ist ein Künstler für die reichen Leute — damit will ich seiner Kunst, die bis auf einen gewissen Grad schön und artig ist, nichts zu Leide gesagt haben. Je unbedeutender das Gesicht ist, desto besser trifft er's“ (s. Tafel 11).

Auch dem zweiundsechzigjährigen Wieland trat Tischbein nahe und malte ihn zweimal. Nur zu Goethe hat sich in den fünf Jahren kein wahres Verhältnis bilden wollen; wie es gleich anfangs war, so ist es geblieben. Schon am 14. Dezember 1795 schreibt Sophie darüber an Schlegel: „Ich will sehen, ob ich Ihnen begreiflich machen kann, daß dieser Halbgott (wie Sie ihn zu nennen pflegten) nur ein Mensch ist. Sie fragen, ob ich seinen Wilhelm Meister gelesen habe. O ja, verschlungen hab ich ihn mehr als gelesen, so außerordentlich schön finde ich ihn, aber eben darum verdrießt es mich, daß ein so großer und schöner Geist auch einen so schwachen Geist zeigen kann. Im Schauspielhaus hab ich ihn wohl gesehen, aber nie gesprochen; denn er würdigte uns seines Besuchs nicht. — Tischbein hatte ein besonderes Empfehlungsschreiben an Goethe. Dieser aber empfing ihn sehr kalt und kam, obgleich halb Weimar Tischbein besuchte, in den ersten sechs Wochen nicht zu ihm; endlich ist er denn doch gekommen, aber immer kalt geblieben, und je mehr Arbeit Tischbein bekam und je mehr man mit seiner Arbeit zufrieden war, je zurückhaltender wurde Herr Goethe. Auch hat er es bei der Kälte nicht bewenden lassen, sondern wirklich Cabale gegen Tischbein gemacht; es tut mir leid, dieses von ihm sagen zu müssen. Tischbein bat ihn um sein Porträt; Wieland, Herder und Böttiger haben ihm dies sehr gütig zugestanden, Herr Goethe aber abgeschlagen! Da nun die Arbeit für den Hof<sup>1</sup> geendigt war, ging Tischbein nochmals zu Goethe und bat ihn, doch zu kommen und sein Urteil über die Gemälde zu sagen, und können Sie es glauben? Er ist nicht gekommen! — Sie werden mir zugestehen, daß diese Behandlung keinen edlen Zug in seinem Charakter bewies und dabei sehr viel Menschliches hatte! — Mir ist es leid, daß ich um einer so läppischen Ursache willen um das Vergnügen gekommen bin, die Bekanntschaft eines Mannes wie Goethe zu machen“<sup>2</sup> (s. jedoch S. 116).

<sup>1</sup> Das Herzogspaar.

<sup>2</sup> Tiebiger, S. 311. — Ihren Glauben an Goethes Abneigung gegen Tischbein teilte auch Karoline Schlegel, die am 21. September 1799 an Auguste nach Dessau schreibt: „Goethe ist heute hier angekommen. Er hat express gewartet, der alte Herr, bis Ihr weg wart.“ — Goethe empfand es bitter, daß nicht Meyer, der gerade bei Tischbeins Erscheinen nach Italien abreiste, sondern dieser den Auftrag, das Herzogspaar und die Herzogin Mutter zu malen, erhalten hatte. Seine kalte Ablehnung des vielbegehrten neuen Ankömmlings und sogar seiner Familie erklärt sich daraus, daß

„Herrn Schillers Bekanntschaft haben wir nicht gemacht; wir waren in Jena, aber er kommt beinahe gar nicht mehr aus seinem Haus und steht auch bei sich niemand.“ Auch über die Art des Verkehrs, in den Tischbein 1804 und 1805 mit ihm trat, als er sein Bild malte, erfahren wir nichts.

Goethe schreibt an Schiller im März 1798, Tischbein wünsche diesen zu besuchen<sup>1</sup>; „da ich Tischbein zu besuchen nicht unterlassen kann“ usw., und deutet so selbst an, daß er es ungern tue.

Daß Caroline ihres Vaters Bildnis von Schiller<sup>2</sup> nirgends erwähnt, muß ja auffallen. Tischbein hat es für Schillers Verleger Crusius in Leipzig gemacht und es noch zweimal wiederholt: Das Original ist im Städtischen Museum in Leipzig, die Abbilder im Besitz des Fürsten von Schaumburg-Lippe und der Nachkommen des Archäologen Richard Lepsius in Berlin<sup>3</sup>.

Caroline nennt noch als Bekannten ihrer Eltern den Geheimsekretär des Herzogs Ph. Chr. Weyland (1765—1843), einen Elsässer, der den Herzog 1792 in den Feldzug nach Frankreich begleitete. Er war auch Schriftsteller und zuletzt Präsident des Landeskollegiums. Bekannt wurden ihnen weiter der Hofkammerrat Franz Kirms (1750—1826), der unter Goethes Oberleitung das Theater verwaltete, die Familie von Schröder — der Mann besuchte Tischbein später in Petersburg, die Frau schickte ihnen den Hofrat Matthäi zu, was man ihr sehr dankte —, die Schauspielerinnen Karoline

Meyer ihm als Freund so nahe stand wie nur ganz wenig Menschen, ja, daß er ihn neben Schiller gestellt hat. So schreibt er von seinem Blutsfreund, den er 1791 in sein Haus aufgenommen hatte, daß er in diesem „mehr als zehn Jahre als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehört und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen Anteil nahm. Erinnerung und Fortbildung italienischer Studien blieb von da an tägliche Unterhaltung.“ Dies Verhalten Goethes hat ihn und die Welt um ein Bild gebracht, über das wir uns freuen könnten! — Von Christiane Vulpius dagegen hat Tischbein die hier zum erstenmal veröffentlichte Zeichnung gemacht (s. Tafel 13).

<sup>1</sup> Borberger deutet dies auf den „Neapolitaner“; der ist aber erst 1799 aus Italien heimgekehrt.

<sup>2</sup> Es soll nicht unmittelbar nach dem Leben gemalt, sondern ein aus mehreren Zeichnungen gezogenes Mittel sein. Wenn es auch nicht ungeheilten Beifall gefunden hat, besonders wohl wegen der befremdenden antiken Gewandung, so ist es doch von manchen aufrichtig bewundert worden. Der von einer Seite (bei Meusel, Künstler-Lexikon 1809, S. 91) erhobene Vorwurf mangelnder Ähnlichkeit ist schwerlich begründet, da es von solch künstlerischem Auge geschaut und festgehalten und mit Liebe gemalt ist. Auch bestätigt die Vergleichung mit der nach etwa einem Jahre abgenommenen Totenmaske des Dichters (siehe beide bei Wychgram, Fr. Schiller, S. 448 und 518), daß er in der letzten Zeit seines Lebens die von Tischbein wiedergegebenen Züge gehabt hat (s. Tafel 12).

<sup>3</sup> A. Kz., 319.

Jagemann und Corona Schröter, der Landesdirektionsrat Ludewig, ebenso der damals neben Jffland das deutsche Theater beherrschende August von Kogebue, den er auch gemalt hat.

Auch die Kinder wurden durch diesen Verkehr geistig gefördert; die Bekannten richteten sich ihre Fahrten zur Leipziger Messe gerne so ein, daß sie Dessau berührten, Bertuch brachte sein berühmtes „Bilderbuch der Kinder“ mit, das 12 Bände mit fast 1200 farbigen Kupferstichen umfaßte, oder Bände seiner „Bibliothek der Reisebeschreibungen“, für die Mutter das Modejournal, und so fehlte es den Wißbegierigen und Belustigten nie an Belehrung und Unterhaltung. Auch bestiegen alle zuweilen den Reisewagen; die Unruhe des reisegewohnten Mannes steckte an, Fremdes, Neues lockte, so beschwerlich man sich auch das damalige Reisen denken muß. Noch waren nicht die Millionen in die Landstraßen verbaut, die ein Vierteljahrhundert später die preussischen Lande zu einem wirtschaftlichen Ganzen verbinden sollten und den Zollverein glücklich vorbereiteten; die Straßen entbehrten des festen Unterbaus durch Steinschlag und Beschotterung, der Nivellierung, waren dem Regen und den Wasserläufen ohne besondere Pflege ausgesetzt; schlechte Postpferde — ein regelmäßiger leistungsfähiger Postwagenbetrieb fand sich nur auf den größten Linien —, sich nicht auskennende Postillone hemmten und gefährdeten den Reiseverkehr. Das hat Tischbein auch einmal, im Frühjahr 1798 bei der Rückkehr von Weimar und Jena erfahren müssen: einige Stunden nach Mitternacht, wo er in Naumburg angekommen war, fuhr er weiter, „hatte aber bald“, wie er Böttiger schrieb, „Muße, vor Dieskau, reuig über das Wort festina lente, Gile mit Weile, nachzudenken: meine zwei Vorderpferde (er fuhr also mit vieren!) waren bis an die Ohren in die schwarze Tiefe eines Sumpfs versunken, und erst nach dreistündiger Anstrengung gelang es mit Hilfe von aus der Ferne herbeigerufenen Bauern, sie wieder auf festen Boden zu bringen; erst von nun an konnte ich ruhig in einer elenden Bauernhütte die Fackel der Morgenröthe abwarten. Erst gegen zwei Uhr nach Mittag gelangte ich an das Ziel meiner Reise. Doch dergleichen Katastrophen gehören ja zum Reisen, wie die blutigen Köpfe zu einer Bauernhochzeit!“

Der Ansiedlung in Dessau folgten zunächst stille Monate, nur ab und zu brachte der Besuch des Theaters neuartigen Genuß; allmählich aber erweiterte sich auch der Verkehr mit den Dessauer Gesellschaftskreisen in angenehmer Weise, denen der Umgang mit dem weitgereisten Künstler und der so musikalischen, mit ihren Leistungen nicht zurückhaltenden Familie einen neuen Reiz bot. Das Verhältnis zu der fürstlichen Familie blieb angenehm; der Fürst, dem Tischbein „nicht bloß viel Kunstliebhaberei, sondern auch ein gut gebildetes Kunstauge“ bezeugt, und sein Bruder, Prinz Hans Jürge, be-

suchten ihn oft und zeigten großes Interesse für seine Arbeiten; und es war eine gute Zeit für die Familie, in der auch der neue Ankömmling halbvergessene Freude brachte und ihr Leben immer neuer Anregung und Bereicherung nicht entbehrte.

In Weimar bezogen wir sogleich eine für uns im voraus gemietete Wohnung bei einem Kammerrat Orthmann, der eine Frau, zwei Töchter und einen recht lämmelhaften Sohn hatte. Die Frau Kammerrätin empfing uns in Papierpapilloten<sup>1</sup>, die in zwei dichten Reihen ihr scharfes, unschönes Antlitz umgaben, und unterbrach ihre Anrede durch häufiges Brummen und Keifen, das den Töchtern und Mägden galt, die mit gaffendem Munde uns anstarrten. Am besten gefiel uns der Hausherr, ein frischer, heiterer Mann, dessen Erscheinung ein Gegengift war gegen die zuerst empfangenen unangenehmen Eindrücke. Unsere Zimmer waren hübsch, und allmählich gestaltete sich auch der Umgang zwischen den Töchtern des Hauses und mir und Betty. Die Mädchen waren freundlich und gutmütig, und wo ich diese Eigenschaften fand, fühlte ich mich überhaupt von jeher leicht befriedigt.

In den ersten Tagen sah ich zu meinem Erstaunen die Frau Kammerrätin stets in ihren Papilloten morgens, mittags und abends, und in einem recht schlumpigen, groben Kattunkleid. Nun aber wird es Sonntag, und siehe da! In vollem Glanze strahlte mir, als ich zuerst auf den Hausflur kam, die festlich gepuhte Gestalt unserer Hauswirthin entgegen. Die Papilloten waren verschwunden, und eine runde Frisur, dick pomadiert und gepudert, aus den papierenen Hülften entstanden. Ein Kleid von grellrotem Moor<sup>2</sup> schmückte sie außerdem, und das Bewußtsein dieser vollkommenen Toilette gab ihrem Auftreten eine noch außergewöhnliche Sicherheit. Diese Verwandlung fand regelmäßig alle Sonntage statt; die übrigen Tage der Woche dominierte sie in Papilloten und Schlumpen das Haus.

Weimar führte damals mit Recht den Namen Deutsch-Athen;

<sup>1</sup> Um die Haare (zu deren Kräuselung) gewickelte Papierstreifen.

<sup>2</sup> Seidener oder halbseidener wasserglänzender Stoff (moiré).

es war der Sammelplatz geistiger Berühmtheiten: Wieland, Herder, Goethe, etwas später auch Schiller<sup>1</sup> lebten damals in dieser Stadt, und diese Männer wirkten auf einzelne begabte Naturen wie auf das Publikum, das stolz war, sie Mitbürger nennen zu dürfen. Das Theater war auf dem Punkt höchster mimischer Vollendung; Bertuch mit seinem „Industrie-Comptoir“ blühte; ab und zu strömten die Fremden; alles vereinigte sich in der kleinen, unter dem Schutze eines geistvollen, liberalen Fürsten blühenden Residenz.

Zu den genaueren Bekannten der Eltern gehörten Bertuch und der Landschaftsmaler Kraus, der nachmalige Präsident Weyland und der Oberkonsistorialrat Böttiger. Die heitersten Vereine bildeten sich zwischen befreundeten Familien wie im allgemeinen.

Der Vater hatte viel zu tun; er malte unter anderen auch die verwitwete Herzogin Amalie, Schwester<sup>2</sup> Friedrichs des Großen. Die Fürstin kam zum Vater, und wir mußten bei diesen Séancen stets gegenwärtig sein. Sie war eine kleine, runde Figur, das Sehen wurde ihr schwer, und so imponierte ihre erste Erscheinung nicht. Wenn sie aber saß und ihre großen, leuchtenden Augen einen traf, fühlte man sich ergriffen von dem erhabenen Ausdruck, der in ihnen lag; es waren, wie ich oft hörte, Friedrichs Blicke, nur weiblich milder. Sie sprach meist Französisch.

Bei Herder war ich einmal mit den Eltern zum Kaffee; ich war, ohne natürlich damals schon etwas von ihm gelesen zu haben, begierig, einen so berühmten Mann, wie ich ihn nennen hörte, zu sehen, und gab recht genau Achtung auf ihn. Sein Äußeres war nicht gerade einnehmend. Er hatte etwas rötliche, trübe Augen, sprach langsam und feierlich, wie auch seine Haltung war. Ich dachte, als wir weggingen, ein berühmter Mann müßte eigentlich ein bißchen hübscher aussehen.

Einst nahmen die Eltern mich mit ins Theater, und ich erhielt

<sup>1</sup> Wieland seit 1772, Goethe seit 1775, Herder seit 1776 und Schiller seit Dezember 1799.

<sup>2</sup> Friedrichs des Großen Schwester Anna Amalie war aber die Abtissin von Quedlinburg. Die gleichnamige Herzogin von Weimar war dagegen die Tochter von des Königs Schwester Philippine Charlotte, Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel. An die Augen des Gewaltigen erinnern die ihren aber doch (s. Tafel 8).

einen Platz neben einem schönen, stattlichen Mann. Was gegeben wurde, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß ich sehr entzückt war und dadurch meinem Nachbar auffiel, der ansing, sich mit mir zu unterhalten, mir Bonbons anbot und immer freundlicher wurde, je offener ich mich aussprach. Nachher erfuhr ich, daß ich neben Goethe gefessen hatte. Dieser berühmte Mann gefiel mir schon besser.

Seltfam war es, daß Goethe gegen den Vater eine Animosität zeigte, die sich auch später gleichblieb und darauf beruhte, daß Goethe einen jungen Künstler, Meyer<sup>1</sup>, protegierte, der nach seiner Meinung die hohen Herrschaften malen sollte, wogegen der Herzog sich auflehnte und aus eigener Machtvollkommenheit sich den Vater nach Weimar berief<sup>2</sup>. Nie hatte Goethe dies vergessen; er ging in dieser Kleinlichkeit so weit, daß er sich entschieden weigerte, des Vaters Arbeiten zu sehen. Mein Vater war zu stolz, des berühmten Mannes Gunst durch niedrige Kriecherei zu suchen, ließ die Sache auf sich beruhen und hielt sich ebenso fern.

Ein großer Gönner von uns war der Rat Kraus<sup>3</sup>, ein lebhaftes munteres Männchen, Hagestolz seines Zeichens und voll unschädlicher Eigenheiten. Ich mußte ihn oft besuchen und bei ihm zeichnen, worin ich damals große Fortschritte machte. Unterricht in anderen Dingen hatte ich in Weimar nicht, war also ganz wieder auf meine Einbildungskraft angewiesen. Weibliche Arbeiten, ich gestehe es, langweilten mich, und wenn ich der guten Mutter einen Vorwurf machen darf, so muß ich sagen, daß sie es an Beharrlichkeit fehlen ließ, diese Trägheit bei mir zu bekämpfen. Sie schalt wohl, aber sie ließ mich gehen. Der Vater war wohl zufrieden, wenn ich gut zeichnete, und freute sich über meine zeitige geistige

<sup>1</sup> Joh. Heinrich Meyer, 1760—1832, aus Zürich (der bekannte „Kunstmeyer“), Mitarbeiter und Freund Goethes, ward 1807 Direktor der Zeichenakademie. „Ein wahrer Kenner,“ urteilt Karoline Schlegel über ihn, „aber kein Maler.“ Sein Bild bei Neubert 165.

<sup>2</sup> Er hat in der Tat das Herzogspaar gemalt, s. Biermann 480.

<sup>3</sup> Der Landschaftsmaler Hofrat Georg Melchior Kraus (1733—1806), Direktor der Zeichenschule in Weimar, hatte bei F. H. Eischbein in Cassel zeichnen gelernt. Er war Lehrer der Herzogin Amalie gewesen, und Goethe hatte ihn, seinen Frankfurter Landsmann, nach Weimar gezogen.

Entwicklung, die indessen auch eine falsche Richtung nahm. Ich las ungeheuer viel, zwar meist Kinderbücher, aber wenn ich unter den Büchern der Eltern kramte, was oft geschah, machte ich mich auch an diese (wozu ich, wenn die Eltern abends in Gesellschaft waren, Zeit genug hatte), die ich aber nicht gehörig verdauen konnte, während sie mir Stoff boten zu Träumereien, denen ich immer mehr nachhing. Mein geselliger Verkehr mit den Töchtern des Hauses nahm in der letzten Zeit dadurch ab, daß sie verlangten, ich sollte ihre Spiele mit ihrem Bruder und dessen jungen Kameraden teilen, die meist wild und nach meinen Begriffen unschicklich waren. Die jungen Herren, mit Ausnahme von zweien, die mir große Achtung bezeigten, nannten mich eine Zierpuppe, die man müßte laufen lassen. Meine beiden jungen Gespielinnen aber, welche aber gerade auf die jungen Messieurs, welche sich zu meinen Ritttern erklärt hatten, am meisten hielten, wurden neidisch und zogen sich auch von mir zurück. So blieb ich denn zuletzt wieder ganz auf mich selbst und meine kleine achtfährige Schwester angewiesen, die mir aber zu jung war. Betty, von ungewöhnlich zarter Körperbildung, war ein stilles, sehr reizbares Kind; wunderbar hatte sich damals schon ihre Stimme und ihr Talent für Musik überhaupt entwickelt<sup>1</sup>. Sie sang wie eine Nachtigall, und während der Vater morgens malte, studierten wir bei ihm kleine Duos oder Trios ein, die wir, wenn er Séancen hatte, den Sitzenden vorsingen mußten, die sich denn an uns, in dieser Beziehung kleinen Wundern, sehr ergögten. Aber auch dies frühe Singen taugte nicht. Ich glaube, es legte bei mir den ersten Grund zu dem Nervenreiz, der später sich zu einer bedeutenden Höhe steigerte und mir viel Qual gemacht hat. Kurz, unsere Erziehung war nicht praktisch, wie ich durchaus hätte genommen werden müssen und wobei ich doch noch ein gut Teil Empfänglichkeit für andere Interessen würde behalten haben.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr vier Monaten verließen wir Weimar und begaben uns nach Dessau, wo wir ein großes, wüstes, altes Haus bezogen, auf dem kleinen Lindenplatz am Aus-

<sup>1</sup> Betty sang Sopran, Caroline Alt.

gange der Kavallerstraße dicht an der Johanniskirche<sup>1</sup>. Der Vater fand in diesem Hause ein geeignetes Atelier, was die Hauptsache war, und wir übrigen richteten uns ein, so gut es ging. In dem scheunenartigen Vorsaal, der unsere Zimmer vom Atelier trennte, lagerte sich zur Nachtzeit eine Herde grimmig hungriger Ratten, die nur mühsam vertrieben werden konnten. Die häßlichen Bestien haben mich oft erschreckt; sie saßen wie Gäste auf den Stühlen, wenn ich abends mit dem Wachsstock in der Hand hinaustrat.

Von meinem Leben in Dessau habe ich viele und verschiedene Erinnerungen behalten.

Der Vater war an Herrn von Erdmannsdorff adressiert, in dessen Familie wir für die erste Zeit die gastlichste Aufnahme fanden. Seine Gemahlin starb gleich nach unserer Ankunft und hinterließ zwei Töchter in meinem Alter, mit welchen ich mich so befreundete, daß wir endlich täglich zusammen waren. Luise, die ältere, war sehr phlegmatisch und langsamen Geistes, die jüngere, Minna, dagegen geweckt, sehr empfänglich für gemütliche Eindrücke und überhaupt ungemein liebenswürdig. Mit ihr verstand ich mich unendlich viel leichter als mit Luise. Unsere Zusammenkünfte fanden aber nur morgens und früh nachmittags statt, die Abende verlebten wir still zu Hause, ohne alle Abwechslung, wenigstens den ersten Winter.

Im zweiten Jahr hatten die Eltern inzwischen ihre Bekanntschaften erweitert, und im dritten Jahr, wo ich fünfzehn Jahr alt war, wurde auch ich mehr in gesellige Kreise eingeführt. Uns gegenüber wohnte eine Hofrätin Köhler<sup>2</sup>, deren Tochter, ein schon etwas überreifes Mädchen von angenehmem Wesen, sich sehr an die Eltern angeschlossen.

Mit der Familie des Handelsherrn Bramigk<sup>3</sup>, eines Handels-

<sup>1</sup> In der alten sogenannten „Trompete“; das Haus wurde 1830 durch ein inzwischen auch abgerissenes, in der Alkazienstraße und Neumarkt 1 und 2, ersetzt. Die „Trompete“ gehörte dem Forstschreiber Rautenstock.

<sup>2</sup> Der Hofkammerrat Eöler starb 1797; seine Gattin war die Tochter des oben genannten Hof- und Amtrats A. von Rode; sie wohnten Neumarkt 3 und 4. Ihre Tochter ward doch noch eine Frau Jacquier.

<sup>3</sup> Karl Frdr. Bramigk (1736—1802) besaß eine große Tabakfabrik; das Haus lag Ecke der Kavallerstraße und der Totenpforte (jetzt Mittelstraße). Seine Gattin



matadors erster Größe, begabt mit allem Stolz und Geldebewußtsein seiner Kaste, schlossen die Eltern herzliche Freundschaft. Das weibliche Personal der Familie war teilweise sehr angenehm, besonders die älteste, unverheiratete Tochter, eine verheiratete, die Doktorin Olberg, und vor allen die über alle Beschreibung edle, feine Mutter, die in ihrem hohen Alter noch schön zu nennen war. Nie sah ich solch einen Ausdruck sanfter, demütiger Ergebung, als in dem reinen Anlitz dieser Matrone. Sie hatte viel zu leiden von den Launen und der Aufgeblasenheit ihres Eheherrn, wie von der verkehrten, eigensinnigen Gemütsart einer jüngeren Tochter, meiner Namensschwester, mit der ich abergottlob sonst nichts gemein hatte.

Jeden Sonntag gingen wir nachmittags mit den Eltern zu Bramigk's, wo erstere eine Partie machten und wir Kinder uns wie Kinder amüsierten, so gut es ging. Ein Graf Bose<sup>1</sup> mit seiner Gemahlin, einer geborenen Holländerin, die die Eltern kannten,

war Joh. Marg. geborene Rindfleisch (1733—1802). Von ihren neun Kindern lebten noch sieben Töchter, von denen nur die zweite, Friederike, unvermählt starb (1815). Die älteste heiratete den Hofprediger Schük in Dessau; Tischbein hat ihn gemalt, ebenso den Hofrat August von Rode, mit dessen angenehmer Familie Tischbeins auch verkehrten; der Sohn dieses Paares hat sich mit der dritten Tochter vermählt; die vierte ward Madame Desport, und sogar die sechste, die von Caroline Tischbein nicht sehr geschätzte Caroline, fand noch einen Mann in Desports Kollegen, dem Gesandtschaftsattaché du Chazaud; Nachkommen leben noch in Frankreich. Die siebente, jüngste Tochter heiratete den Bankier Schrepfer in Leipzig. Die fünfte Tochter endlich, Henriette (1772—1826), heiratete den Dr. med. Franz Olberg (1767 bis 1840). Tischbein soll ihn gemalt haben; doch zeigt ihn das Bild, das ich von ihm erhalten, viel zu alt, als daß es von diesem herrühren könnte; wohl aber erhielt ich die Abbildung eines Porträts der von Caroline so gelobten Mutter, „von Tischbein“, und dieser kann nur Friedrich August sein. Die einzige Tochter dieser Henriette, Fanny, heiratete den Geh. Regierungsrat Franz Richter, und dieser scheint seine Mutter auch von Tischbein haben malen zu lassen, denn die Photographie eines Bildes Friedrich August Tischbeins mit der Bezeichnung „Frau Richter“ besitze ich, aber das Original ist 1921 nach Osterreich gewandert und nicht mehr aufzufinden. — Die einzige Enkelin des Richterschen Paares, Frau Oberst von Römer, lebt kinderlos in Dresden und hat mich freundlich in dieser Sache gefördert.

Die Familien Bramigk, von Rode und Richter sind noch heute in Dessau vertreten.

<sup>1</sup> Oberst Graf Louis von Bose (1755—1820) war auch Kammerherr. Seine einzige Tochter Eleonore Luise Hedwig heiratete 1816 den Fürsten Rochus Lynar. Tischbein hat sie mit ihrer Mutter zusammen gemalt. Er bewohnte das jetzige Staatsbibliotheksgebäude, und sein Haus war ein Hauptsammelplatz der höheren Gesellschaftskreise.

und ein Baron von Döring<sup>1</sup> mit seiner Frau gaben bisweilen Asseembleen, zu denen die Eltern mich mitnahmen. Bei ihnen erfuhr ich eine Täuschung eigener Art. Ich durfte bisweilen ins Theater gehen. Der erste Held im Schauspiel und in einigen Opernrollen war ein gewisser Kafka<sup>2</sup>. Schwerlich würde er meine Kritik jetzt aushalten; damals aber geriet ich vor Bewunderung seiner Erhabenheit in edlen Rollen oft ganz in Feuer und dachte, wer so spielen kann, was muß das für ein trefflicher, edler Mensch sein! Auch sein Äußeres dachte ich mir, seiner Erscheinung auf der Bühne gemäß, schön und würdig. Ich brannte vor Verlangen, den außerordentlichen Mann einmal außerhalb der Bühne zu sehen, wozu ein Konzert bei Herrn von Döring mir endlich verhalf. Ich konnte vor Erwartung kaum die Nacht vorher schlafen und begab mich in sehr erhöhter Stimmung in die Asseemblee. Die Gesellschaft war fast schon beisammen, und mein Blick überflog die Reihen der Herren, um den zu erblicken, welcher meine Phantasie in so lebhafteste Bewegung versetzt hatte. Ist denn Herr Kafka schon hier? fragte ich endlich eine Bekannte, und sie wies bejahend auf einen mittelgroßen, bleichgelben, dünnen Mann, um dessen verzogene, dünne Lippen ein nichts sagendes Lächeln schwebte, dessen gerötete, matte Augen unsicher umherblickten und dessen Haltung vollkommen nachlässig war. Nicht möglich, dachte ich, er kann's nicht sein. Aber er war es dennoch; ich hoffte nun auf die Entdeckung seiner inneren Trefflichkeit, indem ich sein Äußeres preisgeben mußte. Als ich ihn aber in den fadeften Gemeinplätzen sprechen hörte und er endlich auch mich seiner Aufmerksamkeit würdigte, indem er mir fade, läppische Schmeicheleien über meinen Gesang — ich hatte ein paar

<sup>1</sup> Oberhauptmann Leopold von Döring, † 1805 in Dessau, war verheiratet mit Amalie von Hille aus Braunschweig (Schwester von Frau von Rode), 1757 bis 1806.

<sup>2</sup> Joh. Christoph Kaffka, 1754—1815, eigentlich Engelmann, war Schauspieler, Musiker, Buchhändler und Schriftsteller, und nur vorübergehend an dem erst 1794 von Herzog Leopold gegründeten Friedrichstheater beschäftigt, das 1855 und Ende Januar 1922 abbrannte. Das seit Dezember 1798 benutzte neue Gebäude entbehrte, wie damals alle Bühnenhäuser, der Heizanlage, so daß, wie Tischbein am 30. Dezember an Bertuch schreibt, „Schauspielern wie Zuschauern der Spaß verdorben war, mancher Platz leer blieb und das Beifallklatschen beim ersten Händeaufheben erfror“.

Arietten gesungen — sagte, wurde er mir so widerlich, daß ich mich empört abwandte; die Eltern, welchen ich meine Enttäuschung mittheilte, lachten herzlich. Seitdem sank mein Enthusiasmus für die Herren der Bühne gewaltig. Ich dachte immer, wie mögen sie hinter dem Vorhang aussehen und sprechen!

Die Bekanntschaften der Eltern häuften sich, wie ich bemerkt habe, im dritten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau, und es wäre langweilig, alle die Familien aufzuzählen, mit welchen wir nach und nach in gesellige Berührung kamen; Dessau war zu jener Zeit sehr belebt. Damals schon, wie später, sahen die Eltern des Abends gern Besuch. Bekannte und Freunde durften ungebeten zur Teestunde kommen. Am häufigsten fanden ein Kammerherr von Wolframsdorf, Herr von Lehmann<sup>1</sup> und Hofrat Kuhn sich ein.

Ersterer war ein gutmütiger aber langweiliger Mensch mit der längsten Nase, die ich je sah. Er liebte Musik und veranstaltete oft kleine Konzerte bei sich, wo ich als Primadonna fetiert wurde. Allmählich aber zeigte sich der Herr Kammerherr nicht bloß als Bewunderer meines Gesangs, sondern meiner Person überhaupt und trug mir endlich seine Hand an. Ich hatte aber nicht Lust Frau Kammerherrin zu werden, und so erhielt der gute Herr von Wolframsdorf ein recht zierliches Körbchen, was ihn jedoch nicht ganz aus unserm Hause vertrieb. Er fuhr fort uns zu besuchen und fürchterlich dabei zu seufzen, was mich aber nicht im mindesten rührte<sup>2</sup>. Ich will gestehen, daß ich bei meiner damaligen großen Munterkeit mich selbst gern ein bißchen über ihn lustig machte.

Der Dichter Matthisson, damals der Fürstin Luise von Dessau attachiert<sup>3</sup>, welche, getrennt von ihrem Gemahl durch eine höchst seltsame Einmischung Lavaters<sup>4</sup>, im Luisium, einem sehr schönen Landhause bei Dessau, lebte, war oft in Dessau und bei

<sup>1</sup> Der Legationsrat F. A. von Lehmann stand in des Fürsten persönlichem Dienste.

<sup>2</sup> W. R. A. von Wolframsdorf ward später Regierungspräsident. Sein Sohn Wolf Karl Wilhelm, geboren 1804, starb 1882 als Oberforstrat.

<sup>3</sup> Seit 1795 als Lektor und Reisegeschäftsführer der Fürstin, die er wie ihren Gemahl aufs höchste verehrte. Nach ihrem Tode (1811) trat er in württembergische Dienste.

<sup>4</sup> Die fürstlichen Gatten lebten dauernd in schönster Einigkeit. Sie hatten lange viel auf Lavater gehalten, aber seit 1787 hielten sie ihn sich wegen seines taktlosen

uns. Sein Äußeres war nicht besonders auffallend, aber damals noch ziemlich angenehm; später entstellte der zu häufig genossene Wein sein durch Pockennarben schon gebräuntes Antlitz durch brennende Röte noch mehr. Er gab sich etwas sentimental wie seine Gedichte, die mich sehr entzückten. Doch konnte er auch scherzhaft sein, und seine Unterhaltung gab doch immer etwas aus<sup>1</sup>.

Ein anderer, durch Goethe bekannt gewordener Mann, der Hofrat Behrisch<sup>2</sup>, lebte auch in Dessau, und sehr genau erinnere ich mich noch seiner auffallenden Persönlichkeit, die gerade so war, wie Goethe sie in seinem Leben so trefflich geschildert hat. Er begegnete uns oft auf Spaziergängen, wo er sich dann meist an uns angeschlossen und sich im altmodischen Stil sehr galant gegen die Mutter und mich zeigte.

Hofrat Kuhn<sup>3</sup>, dessen ich oben erwähnte, war ein lebensfroher, sehr munterer, geistig geweckter Mann, im Dienste des Prinzen Hans Jörge, nach dessen Tode er nach allen Weltgegenden große Reisen unternahm, so daß er noch jetzt, ein hoher Siebenziger, von einer Reise nach Griechenland wie von einer Spazierfahrt spricht.

Noch eine Bekanntschaft machten wir in Dessau, die des Hofrat Mattei<sup>4</sup>, eines der größten Originale, die man sehen konnte.

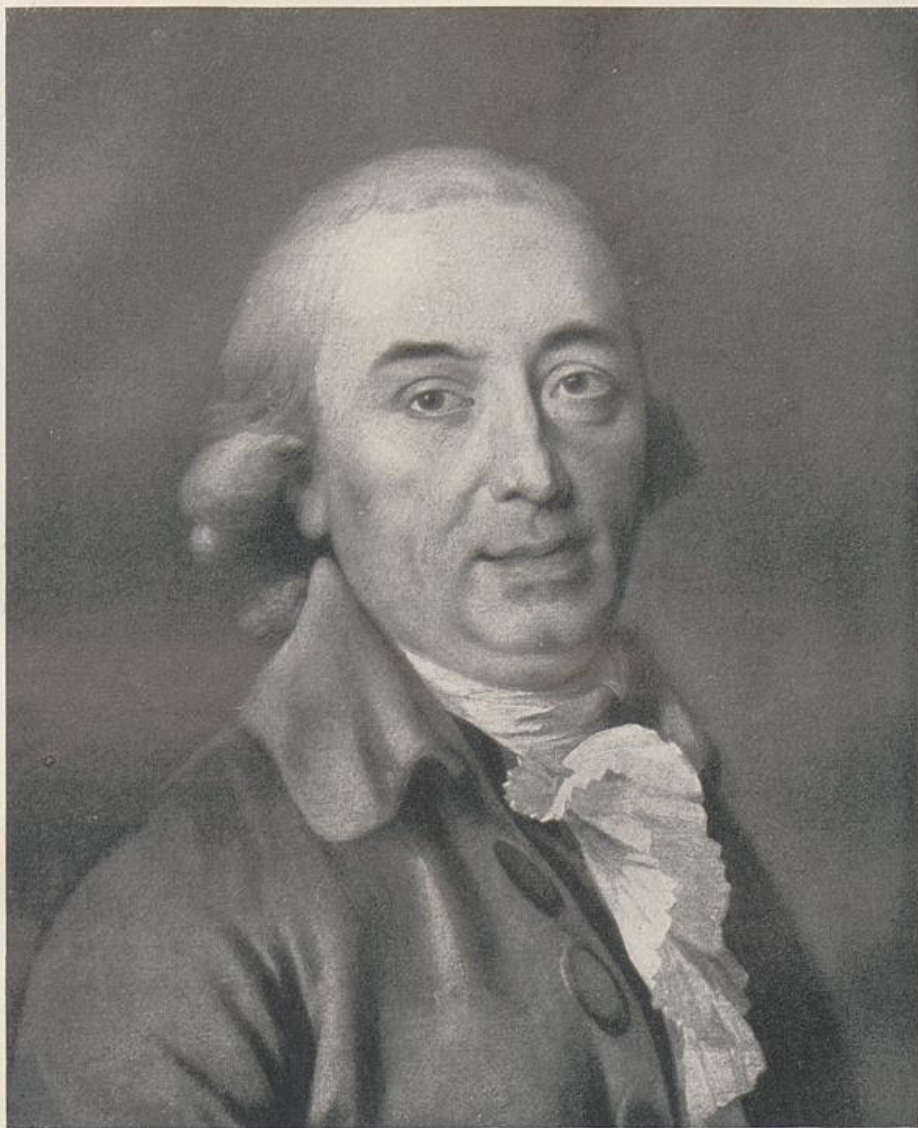
Verhaltens fern. Eine Weile war er der Seelenrat der zur Selbstpeinigung neigenden Frau gewesen, die kein volles Genügen in der Welt fand, wandte aber als solcher zuweilen verkehrte Mittel an, und durch ein solches mag er auch die beiden einmal für eine Weile einander entfremdet haben. Gelegentliche Irrungen ihres Gemahls nahm die Fürstin überhaupt nachsichtig auf.

<sup>1</sup> Auch ihn hat Tischbein gemalt (Döring, Matthiäons Schriften, 9, 246).

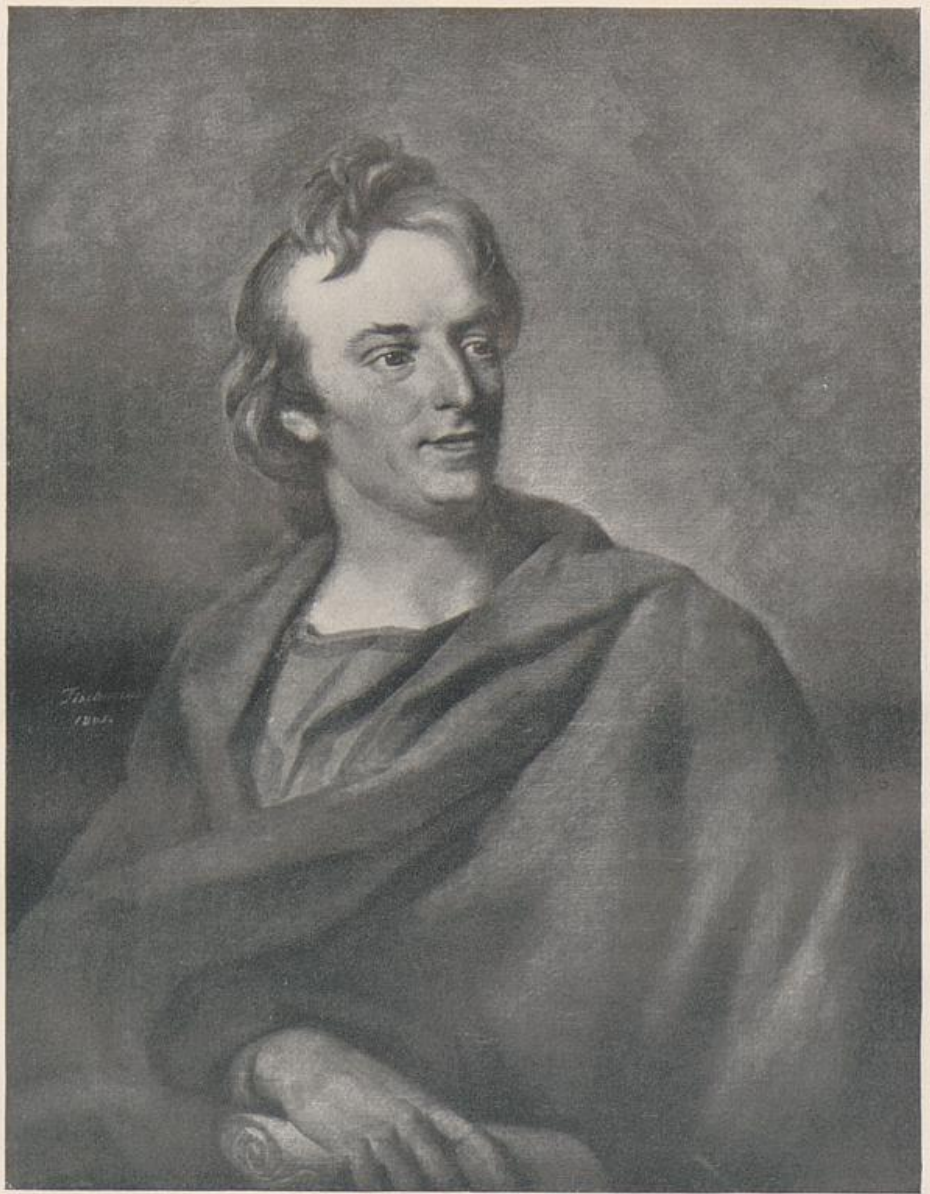
<sup>2</sup> E. W. Behrisch, 1738—1809; eifriger Gelegenheitsdichter, ward er in Leipzig mit dem Studenten Goethe bekannt und in mancher Hinsicht sein Mentor. Seit 1767 stand er in anhaltischen Diensten, und bei seinem Abgang von Leipzig sandte Goethe ihm die bekannten drei Oden, erwähnt ihn auch oft in seiner Selbstbiographie (Hempelsche Ausg. 2, 78—86). Sein Amt in Dessau — er war Erzieher des Erbprinzen Friedrich — verdankte er der Empfehlung Selters.

<sup>3</sup> Georg Ludwig Kuhn erschien auch später in Berlin oft in Carolinens Hause. Näheres über ihn war nicht zu erfahren.

<sup>4</sup> Im Taufbuch steht er als Karl Matthäi, doch schrieb er sich mit Vorliebe Mattei. Er kam im Frühjahr 1796 nach Dessau, war Hessen-Homburgscher Hofrat, Braunschweigischer und Dessauer Legationsrat. Vgl. über den merkwürdigen Mann Karl Scherer im Goethe-Jahrbuch 1894, 15, 216—244. — Mit dieser Erzählung Carolinens taucht der unstete Sonderling, der mit dem Jahre 1796 seinem Biographen aus den Augen geschwunden war, wieder auf.



Johann Gottfried Herder



Friedrich Schiller

Zwerghaft klein, aber doch ebenmäßig gebaut, hatte er eine un-gemeine Gliedergelenkigkeit. Seine Physiognomie war die häßlichste, die man sehen konnte, doch hatten seine schräg liegenden, grauen, bli-genden Augen etwas Anziehendes im Ausdrucke, und bald, wenn man ihn öfters sah, erschien er kaum mehr häßlich<sup>1</sup>. Ein wunder-licher Enthusiasmus beseelte ihn für Personen und Gegenstände sehr verschiedener Art. Die Frauen und Mädchen, welchen er wohl-wollte, hatte er ordentlich unter verschiedenen Benennungen klassi-fiziert, Himmelskinder, Engel, einzige Seelen, Silberfädchen, Gold-herzen usw. Mich verglich er, der Himmel weiß warum, mit der Handschrift eines seiner Freunde. Ubrigens rangierte ich unter den Himmelskindern, meine Mutter nannte er Sophienherz, Betty war ein Silberglöckchen.

Mattei war, als wir ihn kennen lernten, schon ein Mann von fünfzig Jahren, so schien er, viele aber wollten behaupten, er müsse älter sein<sup>2</sup>. Man hielt ihn für einen getauften Juden, ohne es gewiß sagen zu können<sup>3</sup>. Seine Familienverhältnisse waren und blieben unbekannt. Als Hofmeister eines Herrn von Branconi<sup>4</sup> war er zuerst nach Dessau gekommen. Dieser Branconi lebte jetzt verheiratet in Dessau, und Mattei besuchte ihn oft. Branconi wußte oder wollte

<sup>1</sup> Sein Bild und seine Charakteristik in Lavaters „Holländischer Physiognomik“.

<sup>2</sup> Er war 1744 in Nürnberg geboren und starb 1830 in Neustrelitz. — Zu seiner Lebensgeschichte hat R. Steig (Vossische Zeitung 1910, Nr. 271, Sonntagsbeilage noch einige Zusätze geliefert, so seine Beziehungen zu Graf Schlig (auf Burg Schlig, Mecklenburg-Strelitz), der von ihm erzählt, er habe erst sterbend sich zum Alter von neunzig Jahren bekannt, habe aber für hundertjährig gegolten, und zu Lavater und Leuchsenring, die 1787 in Neuschätel sich knüpften.

<sup>3</sup> Er war es allerdings; sein Vater, der Fürther Simon Geithel, hatte ihn und sich 1748 in Nürnberg taufen lassen.

<sup>4</sup> Er war Erzieher des 1769 geborenen Grafen C. A. F. von Forstenburg gewesen, eines natürlichen Sohnes des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und der bekannten, 1793 verstorbenen Frau von Branconi; übrigens war dieser sein Zögling schon 1794 an seinen bei Kaisers-lautern erhaltenen Wunden gestorben. Der vier Jahre ältere, eheliche Sohn der berühmten Schönheit — ihr Bild von Anna Wisniewska s. Bi. 447, Rb. 283. — Franz Anton Salvator v. Br., ist nach einem ehrenvollen Leben 1828 als Land-rat von Halberstadt gestorben (s. Zenker, Allgemeine Zeitung 1889, Beilage 199). Matthäi hat seit 1777 auch ihn erzogen, ist aber nicht als sein Hofmeister nach Dessau gekommen. Er erhielt von dieser Familie oder dem Braunschweiger Hofe zeitweilig ein Jahresgehalt.

nicht mehr von ihm wissen und sagen als andere. Merkwürdig aber war es, daß Mattei in Verbindung mit den meisten Höfen Deutschlands und vielen vornehmen und berühmten Personen stand. Der Fürst wie die Fürstin und die Erbprinzess von Dessau hielten sehr viel von ihm. Er hatte bei den Herrschaften freien Zutritt, er mochte kommen wann er wollte, und freie Tafel. Die Königin Luise von Preußen hatte er unvermählt gekannt; er stand in hoher Gnade bei ihr und blieb es, als sie später Königin wurde. Mit dem Wesen der höchsten Offenheit verband er die feinste Diskretion<sup>1</sup>. Offenbar genoß er das Vertrauen dieser höchsten Herrschaften und mochte in mancher Angelegenheit in ihre Dienste verwickelt sein; doch rühmte er sich dessen nie, sondern ging stets leicht, ohne alle Anmaßung oder Wichtigtuerei über die Beweise von Achtung hinweg, die ihm höhere Personen erwiesen.

Oft, erinnere ich mich, wurde er plötzlich von uns abgerufen, um zum Fürsten oder zur Erbprinzess zu kommen. Er genügte dieser Aufforderung ohne alle Bemerkungen oder zu große Eile, und niemals fiel es jemand ein, ihn zu fragen, was denn die gnädigen Herrschaften mit ihm vorhätten. So natürlich nahm er diese Auszeichnungen als von selbst verstanden an, und so gewiß war man seiner unverbrüchlichen Diskretion. Nach einer längeren Abwesenheit kam er gewöhnlich unangemeldet mit großem Jubel an und warf seinen Hut ein paarmal hoch in die Luft unter einer Menge der freudigsten Exclamationen, wohlverstanden aber nur, wenn er die Mutter mit uns Mädchen allein fand; denn vor Männern nahm er sich zusammen, doch ohne daß es den Anschein hatte, als täte er es mit Fleiß. Er erweckte Vertrauen und wußte bei den meisten Gelegenheiten Rat. Doch muß ich bemerken, daß er im allgemeinen bei den Frauen mehr Glück machte als bei den Männern. Mein Vater hatte nichts gegen ihn, aber auch nichts Besonderes für ihn. Viele andere Männer aber konnten ihn nicht leiden, er war ihnen zu exaltiert<sup>2</sup>. Meiner Meinung nach aber verstanden die Männer nicht ihn richtig zu beurteilen. Weit entfernt, daß es ihm an Tiefe

<sup>1</sup> Auch Lavater betont wiederholt seine Diskretion und Klugheit.

<sup>2</sup> Goethe nennt ihn aber „den guten, den redlichen Mattei“, Lavater den „erzehrlichen und herzzuguten“, Boie „den braven Mattei voll Kenntnis und Wärme“.



und Ernst gefehlt hätte, zeigte er vielmehr — des konnte man sicher sein — diese Eigenschaften in hohem Grade, wenn der Anlaß dazu aufforderte. Man konnte von ihm sagen, er war überall und nirgends zu Hause; denn in aller Herren Ländern fand er in dem Hause eines Freundes oder hohen Gönners eine Heimat<sup>1</sup>; so kosteten ihm nur seine Fahrten, sein Aufenthalt nie etwas<sup>2</sup>. Seine Lebensgewohnheiten waren äußerst bedacht und mäßig; seine Toilette sehr einfach, und ich habe ihn nie anders gesehen, als grau in grau gekleidet, mit einer schmalen weißen Halsbinde und hoch zugeknöpfter grauer oder weißer Weste.

Eine Jugendfreundin, die ich mir in Dessau noch gewann, war Jettchen Feder, älteste Tochter des Professors Feder in Dessau<sup>3</sup>. Dieser hielt eine Pension für junge Leute, und in seinem Hause fand eine einfache, aber muntere Geselligkeit statt. Bald verband mich mit Jettchen eine warme Freundschaft, die mich etwas den Schwestern Erdmannsdorff entfremdete, mindestens Luifen, deren Sinnesart, indem sie sich jungfräulich entwickelte, mir immer weniger zusagte, obwohl ich in stetem freundschaftlichen Verkehr mit ihr blieb.

Hier ist nun wohl Zeit, etwas von meinem inneren Menschen zu berichten, so gut das der Mensch von sich selbst kann. Man ist, indem man sich schildert, nur zu geneigt, sich ein wenig zu belügen, wenn es auch ohne alle Absicht geschieht. Die Spiegel, die wir unser Inneres reflektieren lassen, sind Schmeichler.

Von einem trübsinnigen Kinde war ich zu einem lebensfrischen, oft recht mutwilligen Mädchen gediehen. Wenigstens zeichnete ich mich durch Lebhaftigkeit und leichtes Auffassen geselliger Anforderungen merklich vor meinen Gespielinnen aus. Ich knüpfte leicht Unterhaltungen an und überließ mich, wo ich Anklang fand, der

<sup>1</sup> Außer den hier genannten Höfen auch in Berlin, Weimar, Holstein-Augustenburg und Wernigerode.

<sup>2</sup> Im Sommer 1810 lebte er zum letzten Male bei der Herzogin auf deren Luiseum bei Dessau und verbrachte dann seine letzten Lebensjahre am Hofe in Neustrelitz.

<sup>3</sup> Christoph Friedrich Feder, 1752—1807, war Lehrer an Basedows Philanthropin gewesen und gründete nach dessen Auflösung (1793) eine eigene Anstalt, zu deren Schülern auch eine Zeitlang der bekannte Fürst Hermann von Pückler-Muskau gehörte. — Jettchen Feder heiratete 1808 den Sohn Bertuchs in Weimar, Karl, der aber schon mit 38 Jahren, 1815, starb. S. u. S. 101.

Freude daran mit großer Lebendigkeit. Meine sehr früh geweckte Phantasie fand überall Nahrung und schmückte die Wirklichkeit mit Glanzbildern, die bei einer weniger sittlichen Richtung, als ich sie glücklicherweise hatte, sehr gefährlich werden konnten und die mir doch gewissermaßen schaden. Ich nahm die Menschen selten wie sie waren, sondern wie ich sie haben wollte. Leicht Feuer und Flamme für neue Erscheinungen, und gestört, wenn ich mich getäuscht sah, geriet ich in eine innere Unsicherheit über mein eigenes Urtheil, das später oft bis zum Mißtrauen ging und mich in schwankende Zustände versetzte, die meinen Hang zur Träumerei nährten und mich immer unpraktischer machten. Ich hätte einer anderen Leitung bedurft als derjenigen meiner gewiß trefflichen, aber mich nicht verstehenden Eltern. Der Vater, zu sehr befriedigt durch mein Talent zur Musik und zum Zeichnen, hielt mich einen großen Teil des Morgens bei sich fest. Er strebte eifrig danach, diese Talente völlig bei mir zu entwickeln, und überzeugt, daß er sich hinsichtlich meiner sittlichen Bildung getrost auf die Mutter verlassen könne, forschte er meiner Denkweise und meinen Empfindungen nicht sonderlich nach. Ich mußte ihm oft vorlesen, französisch oder deutsch. Er merkte, wie ich das Gelesene begriff, ohne zu beachten, wie es wirken konnte. Hinsichtlich unseres äußeren Benehmens betrachtete er uns sehr scharf, und ich gab ihm in dieser Beziehung keine Ursache, mit mir unzufrieden zu sein. Was mich innerlich auch erregen mochte, zeigte ich doch in Gesellschaft ein so gehaltenes Benehmen, daß ich für ein höchst verständiges Mädchen galt. Wer mich aber mit Jettchen Feder oder den Erdmannsdorff gesehen hätte, würde mir diese gute Meinung wieder entzogen haben. So sehr überließ ich mich bei diesen drei vertrauten Freundinnen oft den Sprüngen meiner Phantasie und einer Exaltation, die diese bei weitem ruhigeren Seelen nicht begreifen konnten, an der sie sich aber ergözten. Ich konnte aber auch Stunden voll Ernst und tiefer Betrachtung haben. Kurz, ich war ein Kompositum von sehr verschiedenen Bestandteilen, wovon billig einige scharf hätten ausgemerzt werden müssen. Vielleicht hätte ein religiöser Unterricht, wie meine Kinder so glücklich waren ihn zu genießen, viel zu einer solchen inneren Reife beigetragen; einen solchen fand ich aber nicht. Die starre Orthodoxie des Predigers,

welcher mich unterrichtete, erkältete mich, ja leider tat sie noch mehr, sie belustigte mich.

Je näher indes der Konfirmationstag rückte, je ernster wurde mir zumute. Ich las viel im Neuen Testament und hielt mir die Wichtigkeit des Tages vor, an welchem ich Gott geloben sollte, auf Erden vor ihm nach seinem Gesetz zu wandeln. Den Tag selbst beging ich in wirklich andächtiger, tief bewegter Stimmung. Es war im Frühjahr [1799], als ich konfirmiert wurde.

Ich hatte damals mein fünfzehntes Lebensjahr beschlossen, und ein neuer Lebensabschnitt begann für mich. Bald nach der Konfirmation traten wir alle eine Reise an. Ich mit meiner kleinen Schwester sollte auf ein paar Monate zu der Familie Bertuch nach Weimar kommen, ein Plan, den Mattei ausgeheckt hatte. Die Mutter war zu Wilhelm Schlegel eingeladen, der damals mit seiner ersten Frau in Jena lebte, und der Vater reiste nach Karlsbad.

Betty und ich fanden im Bertuch'schen Hause die liebevollste Aufnahme, und daß es mir da nicht gerade gefiel, lag gewiß mehr an mir als an der braven Frau Bertuch, ihrer Schwester und der erwachsenen Tochter, die damals eben mit Froriep<sup>1</sup> versprochen war und jetzt schon in kühler Erde schlummert<sup>2</sup>. Wir bewohnten mit der Tochter des Hauses drei hübsche Stuben im dritten Stock, hatten Musikunterricht, und ich sollte mich nach Freund Matteis verständiger Berechnung in diesem durchaus praktischen, geregelten Haushalt zu meinem Nutzen umsehen. Davon wurde aber, gestehe ich beschämt, nichts. Vielmehr gehört diese Zeit zu der unnützigsten in meinem Leben. Zu befehlen hatten mir meine freundlichen Wirte nichts, und aus eigenem Antrieb fand ich mich zu häuslich tätiger Wirksamkeit gar nicht aufgefordert. Durch des Vaters Bertuch Güte reichlich mit Büchern versehen, lag ich stunden-

<sup>1</sup> Ludwig Friedrich Froriep, 1779—1847, Professor der Chirurgie in Jena, Halle und Tübingen, zuletzt Obermedizinalrat in Weimar, leitete später auch das Verlagsgeschäft Bertuchs, in das denn auch sein Sohn und sein Enkel, beide ebenfalls angesehene Ärzte, eintraten. Der letzte hat es 1855 aufgelöst. Sein Bild N. 163.

<sup>2</sup> Bertuchs Frau, Caroline, † 1810, war die Tochter des Wildmeisters Friedemann Clevoigt in Waldeck. Ihre Schwester Johanna Auguste Wilhelmine starb 1821. — Bertuchs Tochter Charlotte heiratete den gleichaltrigen Froriep 1801. Über den Sohn, Karl Bertuch, s. o. S. 99.

lang darüber fest; dann wurde Musik getrieben, gezeichnet, spazieren und in Gesellschaft gegangen, wo ich mehr gefiel, als mir just taugte. Lottchen Bertuch, nicht im mindesten hübsch, aber sehr verständigen und häuslichen Sinnes, konnte nicht auf mich einwirken, weil sie nicht zu mir paßte. Ich mag ihr manchen Anstoß auch dadurch gegeben haben, daß ich in meiner Stube mehr genial als ordentlich wirtschaftete, was sehr im Kontrast stand zu den guten Lehren, die ich meiner elfjährigen Schwester erteilte, welche zu bemuttern ich angewiesen war. Doch versöhnte meine Gutmütigkeit Lottchen mit meinen Fehlern, wie ich glaube. Auch nahm ich manchmal einen Anlauf, ihrem Beispiel zu folgen; aber es war nicht von Dauer, und so verflossen etwa sechs Wochen, bis uns die Mutter nach Jena abholte. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß Bertuchs sich nicht grämten, ihre kleinen Gäste los zu werden; ich grämte mich aber auch nicht und verließ gern ein Haus, wo ich mehr Prosa fand, als meine Natur vertrug.

### Jena

Auguste Böhmer war wie ihre Mutter eine außergewöhnliche Persönlichkeit, von trefflichen Anlagen und früh gereift durch den steten Umgang mit lauter hervorragenden Erwachsenen, die alle sie liebten, unterrichteten, erzogen und verwöhnten; sie schloß sich aber mit besonderer Freundschaft gerade an die Tischbeinschen Töchter an, die ihrem doch unverfälscht jugendlichen Sinn in diesem für Liebe besonders empfänglichen Lebensalter sehr zusagten und ihr freundlich entgegenkamen. Deshalb mögen vor Caroline Tischbeins eigener Erzählung noch einige, stellenweise auch sie berichtende Bemerkungen hier Platz finden.

Auguste war am 28. April 1785 in Klausthal geboren, stand also im Alter gerade zwischen Caroline und Betty Tischbein. Sie war ein gescheites, lebhaftes, witziges Kind, und zuletzt ein hübsches, schlankes und blühendes, vielversprechendes Jüngferchen. Schon der Zwölfjährigen schrieb Friedrich Schlegel, der sie wie ihr Stiefvater und Schelling und Steffens außerordentlich liebte, Briefe wie einer völlig Erwachsenen<sup>1</sup>. Sie antwortete auch wie eine solche, auch in Versen als Vierzehnjährige<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Achtunddreißig Briefe von ihm, drei von Wilhelm an sie, zehn von ihr s. bei Karoline 1, 378 und 611.

<sup>2</sup> Daselbst 1, 531.

Sophie Tischbein besuchte die Familie Schlegel in Jena vom August bis 20. September 1799 — Tischbein war nach Karlsbad gegangen — zuerst mit ihrem zweiundeinhalbjährigen Söhnchen Karl; ihre Töchter kamen von Weimar vorerst nur ab und zu einmal auch nach Jena. Als Karolinens fünf Braunschweiger Verwandten — vor denen Ludwig Tieck und Hardenberg bei ihr zu Besuch waren — abreisten, konnten die zwei Mädchen nachrücken. „Ich hatte es so einzurichten gesucht,“ schreibt Karoline Schlegel an Luise Gotter, „daß alles ordentlich herging. Freilich, die drei Mädchen, Caroline, Betty und Auguste, haben argen Lärm verführt, und ihre Stube war schlecht aufgeräumt; aber auch welche Wonne, den vergnügten Geschöpfen zuzusehen! Betty ist ein Kleinod, sie muß jedermann entzücken; nicht das herrliche musikalische Talent und die durchaus originelle Wendung ihres Wesens sind es allein, es ist eine solche Güte und Unbefangenheit in ihr, daß man die Mutter um sie beneiden muß. Carolinens Stimme hat sich mit großer Gewalt entwickelt; wir haben ein paar Konzerte gehabt, die herrlich waren, wo sie und Betty Arien und Auguste mit ihnen Duetts und Trios und die Mutter mit den beiden Töchtern Chöre sangen. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß alle hieran teilnehmen möchten, die ich liebte, daß ich Euch nur auf kurze Zeit herüber hätte zaubern können! Du mußt mir selbst die Begeisterung wohl anmerken!<sup>1</sup>“

Sophie Tischbein nahm dann Auguste für acht Wochen mit nach Dessau, die ihnen aus Freundschaft und Musikliebhaberei folgte und bis zum 26. November bei ihnen blieb, ihre hübsche und schon etwas ausgebildete Stimme weiter entwickelte und viele — ihrer Mutter zu viele — gesellige Genüsse hatte. Ihr Vater selbst holte sie zurück<sup>2</sup>. Vier Wochen darauf ward sie nach kürzestem, einfachstem Unterricht — zusammen mit der späteren Malerin Luise Seidler — konfirmiert. Mit Caroline Tischbein blieb Auguste in Briefwechsel; Stellen aus drei Briefen von ihr, in denen sie Auguste mit Schelling neckt, s. Karoline 1, 756.

Jena konnte man gerade in jenen Jahren, um die Wende des Jahrhunderts, bis etwa 1803, als die erste deutsche Universität ansehen, so hervorragende Gelehrte aller Fächer wirkten dort zusammen; besonders war es die Hochburg der Philosophie.

Caroline Tischbein nennt unter den Freunden des Schlegelschen Hauses zuerst den Justizrat Professor Gottlieb Hufeland aus Danzig (1760 — 1817); seine Frau war eine geborene Wiedemann aus Braunschweig, und ihr Bruder, ein bedeutender Arzt, hatte Karoline Schlegels Schwester Luise zur Frau;

<sup>1</sup> Daselbst 1, 561.

<sup>2</sup> 22.—26. November.

trotzdem löste sich das enge Verhältnis von Schlegels zu beiden Familien noch im selben Jahr, obwohl die sangeskundige Frau Augusten fördern konnte. Tischbein hat Hufeland gemalt, aber auch den damals ebenfalls in Jena tätigen berühmten Arzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836), der aber mit jenem gar nicht verwandt war<sup>1</sup>.

Der unentwegt rationalistische Theolog H. Eberhard Paulus (1761 bis 1851), aus Leonberg bei Stuttgart, hatte zur Frau eine hübsche, muntere und gescheite Base, auch aus Württemberg, Karoline geb. Paulus (1767 bis 1844), die auch mit Goethe<sup>2</sup> und Schiller sehr gut stand und eine Reihe von Romanen und Novellen verfaßt hat. Beider schöne, gebildete, aber gefallsüchtige Tochter Sophie wurde 1828 August Wilhelm Schlegels zweite Frau; von ihrer unglücklichen Ehe war oben schon die Rede (S. 62). Das anfangs so gute Verhältnis des Schlegelschen zu dem Pauluschen Paare schlug aber bald um und ward geradezu gehässig, und der Haß des Theologen übertrug sich auch auf Karolins zweiten Gatten, Schelling, und führte noch 1841 zu einem unleidlichen Prozeß beider Leonberger Landsleute!

Der Jurist Ernst Karl Mereau war der erste Gatte der Dichterin Sophie Schubert. Ihre Ehe wurde am 21. Juli 1801 getrennt, und Sophie ward 1803 in Marburg Clemens Brentanos erste Frau; auch dieser ist in Jena jahrelang gewesen und hat die Blüte und den Niedergang der Hochschule miterlebt, dazwischen warb er auch in Altenburg vergeblich um die Liebe der schönen Minna Reichenbach, deren Bild Friedrich August Tischbein gemalt hat<sup>3</sup>.

Der Anatom Justus Christian von Loder aus Riga (1753—1832) hatte zur ersten Frau eine Freundin Karoline Schlegels, die Tochter des Göttinger Gynäkologen Joh. Georg Röderer, war aber damals, schon seit 1792, mit der Tochter des berühmten Göttinger Chirurgen August Gottlob Richter verheiratet<sup>4</sup>; diese letztere ist von Tischbein auch gemalt worden, ebenso wie Loder selbst, mit dem er später noch in Rußland zusammentraf; nach Tischbeins Bild des schönen Mannes mit dem gewinnenden Antlitz hat sein Freund Gotthard Müller einen trefflichen Stich hergestellt.

Der Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann (1765—1837) über-

<sup>1</sup> Bei Oskar Walzel, Briefe Friedrich Schlegels, S. 425 sind beide als Brüder bezeichnet.

<sup>2</sup> Goethe sagte von ihr, die Natur bringe nicht leicht wieder ein so neckisches Wesen hervor.

<sup>3</sup> S. Walther Limburger, Clemens Brentano und Minna Reichenbach, 1921. Darin das Bild Friedrich August Tischbeins.

<sup>4</sup> Karoline 1, 672; doch hält Erich Schmidt die später von Caroline genannte zweite Frau Loders noch für die erste.

trug erst 1798 seine Handlung und Druckerei von Züllichau nach Jena, wo er bald durch Tüchtigkeit großes Ansehen gewann; sein Haus, das seine Gattin, eine geborene Wesselhöft aus Hamburg, gar traulich und behaglich zu machen wußte, wurde von vielen Großen gerne besucht, auch von Goethe, der überhaupt sehr oft von Weimar nach Jena herüberkam; hier lernte er auch München Herzlieb kennen. Frommann war ein kleiner, zarter, lebhafter und lebenswürdiger Mann<sup>1</sup>, bei dem es auch Tischbein wohl ward; seine Tochter Emilie hat er auch gemalt. Seine beiden Geschäfte bestehen noch heute, getrennt in Jena und Stuttgart, nachdem sein Sohn und sein Enkel, beide auch schriftstellerisch tätig — letzterer ist Verfasser des bekannten Buches „Das Frommannsche Haus und seine Freunde“ —, sie bis 1881 geleitet haben.

Der Dichter Johann Dietrich Gries (1775—1842) war zwar Jurist, lebte aber bloß den schönen Wissenschaften und ist als trefflicher Übersetzer von Ariost, Dante und Calderon bekannt geworden. Die damals geschlossene Freundschaft mit Tischbeins Frau und Töchtern, deren musikalische Kunst ihn besonders erfreute, erneuerte sich später in Heidelberg, der zweiten Wiege der Romantik, wo er viel im Wilkenschens Hause verkehrte; wie schwer ihm der Abschied von hier fiel (1808), bezeugen fünfzehn teilweise lange Briefe von ihm. Er ist unvermählt geblieben.

Der Philosoph Friedrich W. Joseph Schelling aus Leonberg in Württemberg (1775—1854) kam nicht, wie Caroline meint, damals erst in Jena an, sondern war dort schon seit einem Jahre Professor; er kann nur vorübergehend verreist gewesen sein und seit Juni 1799 sitzt er an Karoline Schlegels Tische. Kinderlieb, wie er war, hatte er auch seine Freude an dem Trio der jungen Mädchen dort im Hause; auch die Mutter Tischbein gefiel ihm gut. Am 30. September schreibt Karoline Schlegel an Auguste, die bei Tischbeins in Dessau weilt: „Schelling läßt der Tischbein sagen, das wäre wenig, daß Goethe sie eine angenehme Gegenwart genannt. Ihm wäre sie auch eine äußerst angenehme Erinnerung!“

Friedrich Schlegel, der als letzter Ankömmling von Caroline erwähnt wird, war auch sehr kinderlieb, neckisch und unterhaltend, und wenn sie auch ablehnend hier von ihm spricht, so hat sie ihm doch einmal, wohl beim Spiel, einen Kuß gegeben, und um einen zweiten, den sie ihm schuldig geblieben sei, rechtet er noch mit ihr in einem seiner hübschen Briefe an Auguste in Dessau; „laß ihn dir ja mitgeben, wenn du wieder kommst; auch liebte ich die Betty sehr“. Und nochmals: „Der Frau Tischbein entbiete meinen ehrenfesten und biederherzlichen Gruß, der Caroline sage, ich wüßte recht gut, daß

<sup>1</sup> Sein Bildnis N. 140.

sie mir den Kuß gegeben, würde es auch nicht vergessen, der aber, welchen sie mir noch schuldig, ist ein anderer, wie sie sehr gut weiß!

Im Oktober kam auch noch Dorothea Veit an und zog mit Friedrich, ihrem späteren Mann, in August Wilhelms Haus; das anfänglich gute Einvernehmen ging aber bald in die Brüche. Gemüt- und liebevoll und selbstverleugnend, stand sie ihm sein Leben lang als hochbegabte, fleißige Helferin, ja als Dienerin, obwohl sie auch selbständig schriftstellerte, zur Seite, was er, wenn er ihr auch treu blieb, doch nur als ihm gebührend hinnahm. 1802 ging sie mit ihm nach Paris, wo sie evangelisch ward (und beide ihr ungesetzliches Verhältnis durch Eheschluß endigten), um nach vier Jahren mit ihm katholisch zu werden. Friedrich ist 1829 in Dresden, sie 1839 in Frankfurt bei ihrem Sohn, dem Maler Philipp Veit, Direktor des Städelschen Instituts († 1877 in Mainz), gestorben<sup>1</sup>.

Überhaupt zog sich alles, was zu dem romantischen Kreise hielt, in Karolines Haus zusammen, im Herbst auch das Ehepaar (Ludwig) Tieck, und es ist bewundernswert, wie diese merkwürdige Frau diese ganze Wucht alltäglicher Geschäfte neben der Last ihrer vielseitigen geistigen Tätigkeit jahrelang ohne zu ermüden oder zusammenzubrechen, gleichmütig und heiter zu tragen vermocht hat, ja auch den schwersten seelischen Konflikten und Erschütterungen nicht erlag. Der sechzehnjährigen Beobachterin Caroline Tischbein ist es ja nicht zu verargen, daß sie, nach einem Verkehr bloß weniger Wochen in ihrem Hause, die ganze Größe dieser einzig dastehenden Frau nicht zu erfassen vermochte. Auch ihr Tisch kann so übel nicht gewesen sein, sonst wäre er nicht von so vielen, auch wohlhabenden und den Tafelgenüssen nicht abholden Männern so begehrt worden — auch die Strohwitwer, wie Hufeland, Paulus, Loder, erschienen sofort bei ihr —; sie ist vielmehr — wie sie selbst schreibt, von einer sehr guten Köchin unterstützt — auch eine sehr tüchtige, umsichtige, alles übersehende und allen Schwierigkeiten gewachsene Hausfrau gewesen.

Der Bruch zwischen den Schlegelschen Gatten war in der Tat fortan unabänderlich; richtig ist auch, was Caroline Tischbein über das Verhältnis von Schlegel und Schelling sagt: beide haben sich auch in der Folge nicht über Karolines Scheidung und neue Ehe entzweit; aber auch diese hat noch zwei Jahre lang freundlich und teilnehmend an Schlegel weiter geschrieben.

Was Caroline Tischbein weiter über die Haltung Augustens gegen ihre Mutter und Schelling sagt, ist dagegen stark übertrieben; dies zeigen Stellen aus den schon erwähnten Briefen Caroline Tischbeins an Auguste. So am 2. Dezember 1799: „Schelling war sehr artig? Friz (Schlegel)

<sup>1</sup> Ihr Bild bei Raich, Briefwechsel von Dorothea Schlegel mit ihren Söhnen.



noch unverändert? nun das freut mich... Geh mir einer den Mup an. Macht sich recht rar. Tut gegen Schelling kalt, der denn so gütig ist zu wünschen, daß du ihn als einen Freund ansehen möchtest. Du hast es aber schon bereut, beträgst dich artiger gegen ihn? — O so, das arme Gänschen wird rot, wenn man es etwas fragt, es weiß selbst nicht warum.“ — 16. Dezember: „Schelling ist recht gut und viel liebenswürdiger, selbst sanft, ich mag ihn sehr gern leiden, schreibst du. So, so, mein Mädchen. Das gefällt mir nicht schlecht; sogar sein Bruder findet jetzt vor dir Gnade; er hat schöne braune Augen!“ — 8. Januar 1800: „Das glaub' ich, daß es am Weihnachtsabend sehr lustig bei euch zugegangen ist, ich hätte wohl mögen dabei sein. Die Stanze von Schelling ist sehr hübsch, ich hätte nicht geglaubt, daß er so galant wäre, auch die, die er an deine Mutter gemacht hat, ist scharmant“ (s. beide Gedichte Karoline 1, 593 f. u. 661).

Auch weitere Briefe Augustens an Schelling zeigen beide in einem guten, fast kameradschaftlichen Verhältnis, es spricht aus ihnen eine durchaus freundliche Zuneigung. Auf eine gewisse Sprödigkeit Augustens gegen ihn deutet ja eine Stelle aus einem der zehn Briefe ihrer Mutter an sie in Dessau (Karoline 1, 566), an der sie ihr Vorwürfe macht. Daß sie die Tochter an Schelling hätte verheiraten wollen, ist ein völlig unbegründeter Vorwurf Friedrich Schlegels. Sie selbst hatte sich seit 1798 untrennbar mit Schelling zusammengefunden und wünschte deshalb Auguste auch in einem freundlichen Verhältnis zu ihm zu sehen. Daß dieser das Kind hätte heiraten wollen, trifft auch durchaus nicht zu, trotz aller seiner Zuneigung zu ihr.

Anfang März 1800 erkrankte Karoline Schlegel am Nervenfieber und lag sechs Wochen lang zu Bett, hingebend von der Tochter gepflegt. Zur Erholung gingen beide anfangs Mai auf Hufelands Anordnung über Rudolstadt, wo Schelling sich ihnen anschloß, nach dem Bad Boßlet an der Saale, die Hälfte des Weges auch von Schlegel begleitet. Schelling ging mit bis Bamberg, wo die zwei Damen Mitte Juni abwarteten, bis in Boßlet eine Unterkunft beschafft war, ging von da nach Schwaben, kam aber anfangs Juli auch nach dem kleinen Badeort. Dort erkrankte nun Auguste am Nervenfieber, und der 12. Juli ward ihr Todestag!

Die Trauer um das liebe junge Geschöpf war allgemein und tief. Ihr Stiefvater Schlegel zerfloß in Tränen, er hat ihr die schönen Gedichte „Totenopfer für Auguste Böhmer“ nachgesungen, Sämtl. W. 1, 127 — 140; Schelling wurde krank, die unglückliche Mutter auch; Gries hat sie nicht verstanden, wenn er sie „unempfindlich nach dem Tode eines solchen Kindes“ nannte; sie wußte immer ihre Gefühle zu beherrschen und stellte sie nie bloß; aber ihre schlaflosen Nächte durchweinte sie, wie Schelling erzählt, und das Gefühl für

ihre fünf verlorenen Kinder ist ihr von keiner Zeit gelindert worden, hat ihr aber den Tod erleichtert.

In schreckliche Erregung geriet Schelling und das Schlegelsche Ehepaar durch das unbegründete Gerücht, er, der auch Mediziner war und die Kranke mitbehandelte, habe durch Verabreichung von Opium den Tod Augustens verschuldet.

Ein Trostbrief von Sophie Tischbein aus Leipzig, vom 28. August 1800, steht Karoline 1, 608 f.; sie spricht darin auch von dem Bilde der Verstorbenen, das Tischbein 1798 angefangen, aber noch nicht vollendet habe, eben aber kopiere und baldigst senden werde. Eine Zeichnung danach habe aber ihre Tochter Caroline gemacht; diese schickt sie mit, und von ihr schreibt Schlegel an Tieck vierzehn Tage später, sie stehe, von einem leisen Heiligenschein umgeben, auf seinem Zimmer und werde stündlich von ihm betrachtet und angebetet.“ Vom Originalbilde Tischbeins schreibt Karoline Schlegel am 10. Dezember 1801: „Ich kann keine der Kopien neben dem Hauptgemälde sehen, denn in diesem liegt ihre ganze Wahrheit und Unschuld, und es gibt ihre schöne Erscheinung von Einheit wieder, obschon in dem kindlichsten Ausdruck. Das Unvollendete des Gemäldes selbst ist ihm günstig: es ist ihr Schatten mit den zartesten Farben des Lebens“ (s. Nr. 14).

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien hören damit zunächst auf; aber später hat Schlegel in Berlin Caroline und ihren Gatten Wilken noch öfter besucht, auch ihren Sohn Friedrich Franz als Studenten in Bonn in sein — freilich frauen- und freudloses — Haus gezogen.

Auguste fand ihr Grab in Bocklet neben der kleinen Kirchhofkapelle; ein Denkmal für sie wurde sofort geplant und drei hervorragende Bildhauer, Friedrich Tieck, Schadow und Thorwaldsen, dazu herangezogen; auch Goethe und Meyer halfen mitberaten; aber Tieck lieferte nur, unter Benennung wohl des Tischbeinschen, von ihm beifällig beurteilten Bildes, eine Büste von ihr, die aber leider verschollen ist; ein Abguß von dieser kam indessen in Thorwaldsens Hand, der danach sein schönes Denkmal 1814 vollendete; es kam aber auch nicht auf ihr Grab zu stehen, das nur mit einem schlichten Stein bedeckt ist, sondern findet sich im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Ein schöner Aufsatz von P. von Bojanowski über „den Kirchhof von Bocklet“ mit Abbildungen findet sich in Westermanns Monatsheften LXXXIX, 515 (1901); eine solche des Denkmals bei Thiele, Thorwaldsens Leben, Tafel 48, seine kurze Geschichte bei Karoline 1, 759 f.

Im Schlegelschen Hause in Jena gab's dagegen Poesie genug, aber keine Ordnung. Diese Wirtschaft überstieg jede mögliche geniale Unordnung und wurde mir so widerlich, daß ich dadurch erst die Notwendigkeit einer besseren Einrichtung schätzen lernte. Bei Schlegels war ich viel ordentlicher als bei Bertuchs<sup>1</sup>.

Ein munteres Leben herrschte im Schlegelschen Hause. Von Frau Schlegel, der ehemaligen Böhmer, ihrem Verhältnis zu Schlegel, von der Bedingung, unter welcher sie ihm, Schlegel, ihre Hand gereicht hatte, habe ich schon oben gesprochen. Im zweiten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau hatte er die junge Frau mit einer allerliebsten Stieftochter nach Dessau gebracht, wo sie etwa vierzehn Tage bei uns wohnten. Diese Stieftochter, Auguste Böhmer, war ein liebliches Mädchen von etwa vierzehn Jahren und, man mußte gestehen, gut erzogen. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Frauen von leichten Grundsätzen bemüht sind ihren Töchtern ganz entgegengesetzte Gesinnungen einzufößen, gleich als wollten sie sich dadurch entsündigen oder sich Fürsprecher vor Gottes Thron bilden in den geliebten Wesen, welche sie vor dem Gift bewahrten, das sie selbst verzehrt.

Auguste war ein reines, fleckenloses Kind; ihr Stiefvater betete sie an, und man mußte der Mutter um des Engels willen, den sie verderben konnte und doch so heilig hielt, die eigene Schuld nachsehen<sup>2</sup>. Ich glaube, so empfanden meine Eltern; sie waren freundlich gegen Madame Schlegel, obwohl der Vater, ungewonnen durch ihre anmutige Genialität, ihr oft tüchtig was abgab, was sie ganz allerliebste aufnahm und wieder vom Armel schüttelte<sup>3</sup>.

Sie war gar nicht schön, kaum hübsch<sup>4</sup>, aber ihre nette, gewandte,

<sup>1</sup> Aber doch noch nicht ordentlich genug! S. Karoline Schlegels Brief o. S. 103.

<sup>2</sup> „Bloß die Entfernung vom Gemeinen,“ schreibt ihre Mutter, „in welcher Auguste beständig erhalten worden ist, hat sie zu dem, was sie ist und werden kann, erzogen.“

<sup>3</sup> Dies wird aber wohl nicht bei Schlegels ersten Besuchen in Dessau, sondern im Frühjahr 1798 gewesen sein, als Tischbein die Mutter und die Tochter in Jena malte (s. o.). Er wohnte damals bei Schlegels, vielleicht sogar mit Sophie oder seinen Töchtern, denn Karoline Schlegel schreibt (I, 466) von „ihren holländischen Gästen“.

<sup>4</sup> Auf Tischbeins Bildnis (Karoline Bd. 2) entbehrt sie doch nicht eines anmutigen Reizes; s. auch unser Bild.

kleine Gestalt war graziös, wie ihr ganzes Wesen, und in dem von Pockennarben etwas beschädigten Anflig lag so viel Einnehmendes, in ihren dunklen Augen<sup>1</sup> leuchtete so viel Geist, und ihre Lippen zeigten, wenn sie sich öffneten, so schöne Zähne, daß man allenfalls die Neigung begreifen kann, welche nicht bloß Schlegel, sondern auch viele andere Männer ihr maßlos widmeten<sup>2</sup>. Von Dessau wollten Schlegels damals nach Jena gehen, wo er eine Professur angenommen hatte.

Schlegel gehörte zu der damaligen Zunft anmaßender Schriftsteller<sup>3</sup>, in welcher Roheit, hämische Spottsucht und die frechste Unsitlichkeit mit dem Stempel der Genialität bezeichnet wurden und deren Haupt er mit seinem Bruder Friedrich bildete. Von ihnen gingen die Lucinden<sup>4</sup> usw. aus, Werke, die jetzt gottlob! selbst Männer zum Teil nicht kennen oder doch nach ihrem wahren Wert

<sup>1</sup> Ein leichtes Schielen wirkte nach Ludwig Tieck „durchaus nicht etwa störend oder abstoßend, sondern gab ihren Augen einen eigentümlichen Ausdruck. Es lag darin eine Gewalt, der man sich kaum entziehen konnte“ (Karoline 1, 748).

<sup>2</sup> Von den damaligen Größen Jenas hat sich nur Hegel ihr ferngehalten, auch bei ihrem Tod sich nicht eben schön über sie geäußert (Karoline 2, 626).

<sup>3</sup> Der erste Romantische Kreis, zu dessen Gründern außer den Brüdern Schlegel Tieck und Friedrich von Hardenberg gehörten, blühte in Jena von 1797 bis 1800. Seine kritische Zeit- und Streitschrift war das Athenäum. Der zweite hatte seinen Sitz in Heidelberg: Arnim, Clemens Brentano, Görres u. a.; seine Zeitschrift waren die Heidelberger Jahrbücher, mitgeleitet von Friedrich Wilken, so daß dessen Gattin auch diesem Kreise nahetrat.

<sup>4</sup> In seinem völlig formlosen, von ihm selbst als „zynisch“ und „sapphisch“ bezeichneten „Roman“ „Lucinde“ hat der zu eigentlichem dichterischen Schaffen nicht beanlagte, nur geist- und ideenreiche, auch kritisch hochbefähigte Friedrich Schlegel (November 1797 bis Mai 1798) in Berlin sein eigenes stadtkundiges Verhältnis zu der sieben Jahre älteren noch Ende 1798 geschiedenen Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea Veit, geschildert; sie hatte mit neunzehn Jahren ohne Liebe den Bankier Veit in Berlin geheiratet und ihm vier Kinder geboren, darunter den berühmten Maler Philipp Veit; Schlegel hat sich darin als Julius, sie als Lucinde bloßgestellt, beiläufig auch zuerst wirkliche statt erfundener Personen in den Roman eingeführt (S. 56 der Reclamschen Ausgabe geht auf Karoline Böhmer). Doch sollte das Buch nicht sowohl seine eigenen Menschlichkeiten darstellen, als ein Bruchstück eines von ihm geplanten, auch über den „ersten Teil“ hinaus schon bearbeiteten großen romantischen Kunstwerks bilden, das den gesamten romantischen Geist veranschaulichen sollte (s. die scharfsinnigen Ausführungen von Joseph Körner in Prag in „Neues über den Dichter der Lucinde“ in den Preussischen Jahrbüchern 1921, Januar—März, S. 309 ff.). — Veranlaßt war Lucinde durch Karoline Böhmers Eintritt in Friedrich Schlegels Leben. — S. auch Walzels Nachwort zur Neuauflage der Lucinde im Insel-Verlag.

zu beurteilen wissen. Unzählige Schwierigkeiten setzte es später über diese unreinen Geisteserzeugnisse, die doch ihres Verfassers bessere Natur verleugneten, zwischen Schlegel und meinem Vater, der den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern sehr liebte und suchte und mit vielen Gelehrten und Schriftstellern freundschaftlich verbunden war; über diese Schlegelschen Produkte aber fühlte sich mein Vater, der sich an den früheren Leistungen des jungen Mannes erfreut hatte, ganz empört und sprach ihm seine Meinung unumwunden aus. Zum erstenmal hörte ich ihn bei einer solchen Gelegenheit eine unartige Antwort geben. Schlegel persiflierte jemand in einem Gespräch mit dem Vater ganz jämmerlich und sprach sogar über dessen Physiognomie das Anathema aus. Auf des Vaters Einwurf, daß der Mann sich sein Gesicht doch nicht selbst gemacht habe, antwortete Schlegel: „Ei was, jeder tüchtige Mensch vermag sich selbst sein Gesicht zu schaffen.“ Im vollen Zorn versetzte der Vater: „Könnte man dies, so würden Sie besonders wohlgetan haben, sich ein anderes zu machen.“ — „Sie,“ sagte der Vater einmal heftig erregt zu der Frau, „Sie sind die Schlange, welche Schlegel verführt, von Ihnen empfängt er das verderbende Gift, um es weiter zu verbreiten.“ Die kluge Frau lachte und wußte durch irgendeine scherzhafte Wendung Schlegels aufsteigenden Zorn wie des Vaters Heftigkeit zu beschwören. Die Männer blieben Freunde, aus alter Gewohnheit und angeborener Gutmütigkeit, und beim Abschied mußte die Mutter versprechen, das Ehepaar zu besuchen, was denn jetzt auch geschah.

Schlegels wohnten in Jena sehr beschränkt. Ihnen gegenüber — ich glaube die Häuser, nur durch einen Hof geschieden, gehörten zusammen<sup>1</sup> — wohnte der Justizrat Hufeland. Die Justizrätin war eine sehr elegante, lebenslustige Frau und wie ihr Mann sehr mit Schlegels befreundet.

Viele interessante Männer mit ihren Familien bildeten damals in Jena eine sehr anziehende Geselligkeit. Paulus, Mereau, Loder, Frommann waren mit Schlegels und Hufelands befreundet. Auch Gries gehörte zu dieser Elite, sowie viele junge lebenswürdige und geistvolle Studierende. Es war ein Kreis, wo Lust

<sup>1</sup> Daß dies richtig ist, zeigt Karoline 1, 593.

und Leben herrschte, Bälle, Landpartien, kleine Maskeraden, alles gab es da, um junge Gemüter anzuziehen, vielleicht auch zu verlocken. Es war eine muntere Zeit, die ich unbefangen hinnahm und freudig genoß. Gut war es jedoch, daß diese Zeit nicht zu weit ausgedehnt wurde und daß ich in Auguste den Genius fand, dessen Einfluß und kindlicher Umgang mich mehr beherrschte als andere Eindrücke.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Jena kam Schelling an und bezog eine Stube im Schlegelschen Hause, wo er auch nebst mehreren jungen Leuten seinen Mittagstisch hatte. Dieser letzte war nicht der beste, vielmehr gab es ein abscheulicheres, ungesunderes Essen als hier wohl selten. Vielleicht wußte Frau Schlegel oft um zwölf Uhr noch nicht, was sie kochen lassen wollte. Saure Gurken, Kartoffeln, Heringe und eine unschmackhafte Wassersuppe halfen dann aus. Die Würze zu diesem Mahl lieferten geistige Bestandteile bei der unnachlassenden Gewandtheit der Wirtin, welche alle zu beleben und anzureizen und ihren Wig leuchten zu lassen wußte, so daß die Gesellschaft über dem Sprechen das Essen vergaß. Die Abendvereine bei Tee und kalter Küche waren auch sehr angenehm, Wurst und Käse dabei wenigstens eßbar.

Wie Frau Schlegel verstand, Herzen zu gewinnen, bezeugt ihr dritter Mann, Schelling<sup>1</sup>. Schelling dachte, als er nach Jena kam [1798], an nichts weniger als daran, einst dies zu werden; er hatte sich sogar höchst nachtheilig über die Schlegel geäußert und versichert, ihn werde sie nicht beherzen. Sicher ist es, daß der Dame diese Äußerungen bekannt wurden. Wie sie es aber anfang, ihn als Gast oder Mieter — ob ersteres oder letzteres, weiß ich nicht mehr — ins Haus zu bekommen, blieb unerörtert. Genug, er kam. Mir nicht, aber der Mutter, wie sie später erzählte, wurde bald bemerkbar, daß sich zwischen Schelling und seiner Wirtin ein Verhältnis entspann, unter dem Schlegel sehr litt. Ich entsinne mich, daß einst nach einem kleinen Ball bei Schlegels, als alle Gäste schon fort waren und ich in den Saal zurückkehrte, um etwas zu holen, Schlegel und seine Frau in großer Aufregung nebeneinander einher schritten. Er weinte, sie sah sehr entschlossen und erhigt aus. Diese

<sup>1</sup> Der ebenfalls, wie der zweite, jünger war als sie, sogar um zwölf Jahre.



Christiane Vulpius



Auguste Böhmer



Wahrnehmungen machte ich schnell und teilte sie der Mutter mit. „Sie werden sich gezannt haben“, antwortete die Mutter leichtthin, und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Sehr angenehme Stunden brachten wir bei Loders, Hufelands und Frommanns zu, in welchen Häusern es neben geistiger Befriedigung auch an leiblicher Erquickung nicht fehlte. Bei Hufelands gab es einst eine kleine Maskerade, wo ich als Sultantin, Schlegel als Sultan kostümiert, wie behauptet wurde, uns vortrefflich ausnahmen<sup>1</sup>. Eine andere Fête nur für junge Leute nahm ein Ende, das mich verscheuchte. Unter anderen angenehmen, munteren jungen Leuten gehörte auch ein gewisser Winkelmann<sup>2</sup> zu diesem Kreis, der bisweilen mehr Student als feiner Herr war. Bei der gedachten Fête, als wir nach allerhand Spielen am Tisch saßen, fing Winkelmann plötzlich, begeistert durch häufig genossenen Punsch, an zu singen: „Uns ist so karnibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen.“ Er begleitete diese Rede mit so ausdrucksvoller Freundlichkeit gegen seine Nachbarin, was ich glücklicherweise nicht war, daß mir alle Lust verging, länger zu bleiben. Ich stand auf und entfernte mich mit Auguste sogleich.

Gegen das Ende unseres Aufenthaltes in Jena<sup>3</sup> kam Friedrich

<sup>1</sup> Das Theaterspielen war damals nicht nur eine Leidenschaft der Jenaer und später der Heidelberger Romantik, sondern weiter Kreise geworden, wie z. B. Tieck erzählt, den alten, nüchternen Nicolai in Berlin angetroffen zu haben, wie er mit zwei anderen eine Szene zu Don Carlos improvisierte!

<sup>2</sup> Es war der Neffe des Dichters Leisewig, der Mediziner und Dichter Stephan August Winkelmann, der sich zu den Romantikern hielt, aber schon sechsundzwanzigjährig als Professor am anatomisch-chirurgischen Kollegium seiner Vaterstadt Braunschweig 1806 (nicht 1810, wie es bei Pütter-Saalfeld, Versuch e. akad. Gel.-Gesch. 3, 173 und bei anderen heißt) starb. Auch Savigny gehörte zu seinen Freunden. Vgl. R. Steig, Achim von Arnim usw., S. 172, wo Brentano im Mai 1806 an Arnim schreibt: „Vorgestern erhielt ich die Nachricht von Winkelmanns Tod durch Wilken, der sie von Bouterwek in Leipzig gehört hat. Er starb im Februar an einem schnellen Nervenfieber, so schnell, daß Bouterwek Aufsätze von ihm für seine ‚Vesta‘ und seine Todesnachricht zugleich erhielt. — Mich dauert der ganze gute Kerl, der vor Klassiker-, Studenten- und Dozentenleben gar nie zu rechtem Menschenleben gekommen ist.“

<sup>3</sup> Spätestens am 2. September 1799; denn am 3. traf ihn der eben angelangte Gries schon bei Schlegels an. Die drei jungen Mädchen begleiteten letzteren dann zu Loders, und „seine Freude an der Musik ward neu belebt, zumal durch die Tischbeinschen Töchter, und verschafften ihm genußreiche Abende“ (J. D. Gries, S. 57).

Schlegel an. Seine erste Erscheinung befremdete mich sehr. Ich stand im Speisezimmer am Fenster, als eine kurze, gedrungene Gestalt, bewaffnet mit einem tüchtigen Knotenstock, in höchst unscheinbarem, ja unsauberem Anzug, mit dem Ranzen auf dem Rücken fest zur Haustür herein und in eben der Manier in das Eßzimmer trat. Ich erschrak und sah in ihm einen dreisten Bettler. Er bemerkte es lächelnd und hätte sich wohl mit meiner Verlegenheit längere Zeit Spaß erlaubt, wäre nicht gerade seine Schwägerin eingetreten und hätte ihn bewillkommt. Friedrich Schlegel gefiel mir übrigens nicht sonderlich, und die Aufmerksamkeit, welche er mir erwies, konnte mich nicht günstiger für ihn stimmen.

Die Mutter bereitete sich endlich zur Abreise<sup>1</sup>. Ohne zu wissen, warum, bemerkte man je länger, je mehr das gestörte Verhältnis Schlegels und seiner Frau. Er war ausfahrend, übellaunig; sie behandelte ihn mit kalter Verachtung. Schelling betrug sich, als ginge ihn das gar nichts an, er zeigte sich freundlich gegen Schlegel, während er sich ganz vertraulich gegen die Frau benahm und deren Tochter Auguste eine ungemaine Zärtlichkeit bewies, die aber von dem jungen Mädchen schroff zurückgewiesen wurde. Es war, als ob damals in der frommen, reinen Seele dieses lieben Wesens ein Verdacht gegen die Mutter erwachte und gegen den zweiten ihr aufgedrungenen Stiefvater ein Abscheu, welcher sie bei ihrer zarten geistigen und körperlichen Organisation einem frühen Grabe zuführte.

Auguste und ich nahmen schmerzvollen Abschied; ich zwar ahnte von dem, was wenige Wochen nachher sich entwickelte, noch nichts. Aber Auguste zerfloß in Tränen und wollte mich und Betty gar nicht lassen. Wir sahen uns nie wieder.

Bald nachher wurde Schlegels Ehe aufgelöst, und einige Monate später war die getrennte Frau mit Schelling verheiratet. Meine Korrespondenz mit Auguste dauerte fort, die veränderten häuslichen Verhältnisse aber übergang sie in ihren Briefen soviel als möglich. Sie starb leider bald nach der Verheiratung der Mutter<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Sie erfolgte am 19. oder 20. September 1799.

<sup>2</sup> Dies ist unrichtig; ihre Mutter wurde erst am 17. Mai 1803 geschieden und am 26. Juli mit Schelling von dessen Vater getraut.

und ihr Tod betrückte mich tief. Was muß ihre liebe Seele gelitten haben in der Entwürdigung einer Mutter, die sie so sehr liebte!

### Die letzten Jahre in Dessau

Wir kehrten also nach Dessau zurück, wo wir aber nicht lange mehr, nur etwa bis Neujahr verweilten, um dann nach Leipzig überzusiedeln.

Ich verließ Dessau ungern, hauptsächlich um Jettchen Feders willen, aber auch außerdem hatten sich dort manche angenehme gesellige Bande für mich geknüpft. In der letzten Zeit waren wir, das heißt die Mutter und wir Töchter, oft bei der Erbprinzeß von Dessau<sup>1</sup> zum Tee. Diese vortreffliche Fürstin liebte die Musik und fand besondere Freude an unserem Gesang, der sich immer mehr vervollkommnete, indem ich gründlichen Unterricht erhielt, Bettys Stimme sich auch mehr befestigte und unsere Trios durch der Mutter herrliche Altstimme zu einer wahren Kunstvollendung gediehen. Wir erlangten eine Art Berühmtheit, welche dem Vater vielleicht noch mehr Freude machte als uns.

Ein behagliches Stilleben genossen wir gerade besonders während der Jahre, die wir in Dessau zubrachten. Unvergeßlich sind mir diese freundlichen Abende geblieben. Die Eltern gingen nur selten in Gesellschaft. Um drei Uhr speisten wir zu Mittag, weil der Vater, die kurzen Wintertage möglichst nuzend, bis dahin malte<sup>2</sup>. Nach seinem Mittagsschläfchen und genossenem Kaffee begann dann die Mutter ihr Amt als Vorleserin. Der Vater beschäftigte sich dabei mit Entwürfen zu Gemälden oder kleinen Zeichnungen in Crayon, und wir strickten, nähten oder spielten mit einer Art Puppen, die wir aus steifem Papier zierlich zu schnitzeln verstanden

<sup>1</sup> Christiane Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geboren 1774, verlor ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich, schon 1814 und starb 1846. — Ihre Bildnisse von Tischbein siehe im Verzeichnis. — Auch dieses junge, 1792 vermählte Paar wurde mit Recht geliebt und verehrt. Bilder von Tischbein (auch vom Erbprinzen und seinen Kindern) im Verzeichnis.

<sup>2</sup> Er verbrauchte bei seinem großen Fleiße soviel Leinwand, daß er einmal bei Bertuch 20 Ellen 4 Ellen breiten Stoff bestellte.

und welche ich mit erwachendem Kunstsinne ziemlich glücklich ausmalte. Die Mutter las geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, oft aber auch einen guten alten oder neuen Roman vor. Zu der ersten Lektüre lieferte der Vater gewöhnlich unterrichtende Kommentare, und gar manches lernte ich auf diese Weise spielend. Wenn er so mit uns und der Mutter im traulichen Stübchen saß, konnte er wohl plötzlich im erhebenden Gefühl seines Glückes aufspringen und uns der Reihe nach umarmen (s. Tafel 16).

Die würdige Persönlichkeit des edlen Fürsten<sup>1</sup> von Dessau, sein echter Kunstsinne machten dem Vater sein Verhältnis zu ihm sehr angenehm. Der Fürst beschäftigte ihn reichlich und pflegte oft in den Morgenstunden bei dem Vater unangemeldet einzutreten und gemütlich ein Stündchen in dessen Atelier zu verplaudern. Einst befand ich mich gerade dort in sehr leichtem Negligé, als der Fürst plötzlich eintrat: erschreckt flüchtete ich hinter ein großes Bild. Der Fürst hatte es aber doch bemerkt, zog mich hervor und lachte herzlich über meine Verlegenheit. Bei einem seiner Besuche<sup>2</sup> brachte er auch einmal Goethe mit, der auf kurze Zeit nach Dessau gekommen war, obwohl der Fürst dessen Abneigung gegen den Vater kannte. Der Fürst hatte aber geäußert, trotz seines Eigensinnes solle Goethe den Vater besuchen. An der Mutter fand Goethe viel Gefallen und hatte nachher geäußert, „die Tischbein sei eine höchst angenehme Gegenwart“.

Unter andern malte der Vater in Dessau ein Familienbild der fürstlichen Familie. Er hatte es eben beendet, als ihn Hugo<sup>3</sup>, der bekannte Jurist, besuchte und bei der Betrachtung des Bildes

<sup>1</sup> Siehe über ihn Keil, Leopold Friedrich Franz, Herzog von Dessau, 1845, übrigens eine nicht durchaus verlässliche Arbeit.

<sup>2</sup> Goethe war mit seinem Herzog oft bei dem Fürsten in Dessau, dessen „große und schöne Statur und hohes, ruhiges Wesen“ er verehrte (s. auch „Wahrheit und Dichtung“, Hempelsche Ausgabe 2, 107), so auch vom 2. bis 10. Januar 1796, wo dieser Besuch wohl stattfand. Des Fürsten ganzes Herz hat er selbst aber nicht gewonnen.

<sup>3</sup> Der später berühmte Jurist und Vorläufer Savignys Gustav Hugo, 1764 bis 1844, war gleichzeitig mit Philipp Buttmann in Dessau Lehrer des Erbprinzen Friedrich gewesen, und zwar in Geschichte und Staatswissenschaften. Er kam öfter dahin zurück, so am 20. bis 26. Mai 1797, auch 1799. Sein Bildnis befindet sich unter den dreizehn radierten Blättern Ludwig C. Grimms „Göttinger Professoren“.

aus Ungeschicklichkeit einen Stuhl mitten durch eine der Kindergestalten stieß. Hugo war fast bis zur Ohnmacht erschrocken, der Vater nicht minder. Das Bild ward indessen glücklich wieder restauriert. Hugo hatte, als er viele Jahre später mit dem Vater bei uns in Heidelberg zusammentraf, den Schrecken nicht vergessen, und wenn sie zusammen ein L'hombre machten, erinnerte er wohl daran.

Der Bruder des Fürsten von Dessau, Prinz Johann Georg oder, wie man ihn nannte, Hans Jürge, gab gleichfalls dem Vater viel zu tun. Der Prinz gefiel sich in der Idee, eine Galerie schöner weiblicher Porträts anzulegen. Sein seltsamer, nicht eben feiner Geschmack fand aber dazu meist Vorbilder, welche dem Kunstsinne des Vaters schlecht zusagten. Die prinzlischen Schönheiten waren gewöhnlich von derbem Schlage und vor allem gut ausgestattet mit Körperfülle; ich erinnere mich, wie der Vater oft in komischen Zorn ausbrach, wenn ihm solche Grazien vorgeführt wurden. Einmal geriet er fast in Verzweiflung, als er aus einer recht hausbackenen Köchin eine Diana gestalten sollte, wie denn der Prinz überhaupt liebte, seine Schönen zu mythologisieren<sup>1</sup>.

Sinn für schöne edle Formen war dem Vater besonders eigen. In Porträts idealisierte er vielleicht zu sehr, doch geschah es selten auf Kosten der Ähnlichkeit. Er besaß einen eigenen Takt, jeder Physiognomie gleichsam den günstigsten Moment abzulauschen, und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß er unter den neueren Künstlern der geschickteste Frauenmaler war.

<sup>1</sup> Nach dem Tode des Prinzen wurden diese Bilder den betreffenden Familien zurückgegeben, so daß noch heute hier und da solche zu finden sein werden. — Ubrigens war er eifrig künstlerischen, auch wissenschaftlichen Zwecken zugewandt und verdiente das Ansehen, das er genoß. Seine letzten Jahre brachte er in Wien zu, wo er auch starb. — Er war morganatisch kinderlos vermählt mit Caroline von Hill, geboren 1748, Tochter des Preussischen Kriegs- und Domänenrats Kurt W. von Hill, die ihren Familiennamen weiterführte und 1822 in Dessau starb. — In ihrem Nachlaß fanden sich immer noch zwei große Bilder der Familie Tischbein und noch zwölf andere von Tischbein, bis auf zwei ohne Bezeichnung der Dargestellten (zwei weibliche Doppelbilder, sechs weibliche Einzelbilder, eine alte Frau mit Kind, zwei Kopien der Bildnisse von Luise und Friederike von Preußen, deren er vier verfertigt hat, und ein junges Paar in einer Säulenhalle, alle auf Leinwand mit Öl gemalt). Sie sind wahrscheinlich versteigert worden, und so werden die der beiden Prinzessinnen vom Herzog erworben worden sein.

Seinen männlichen Porträts gebrach es dagegen oft an Kraft, wie man ihm vorwarf.

Sein Kolorit war unnachahmlich. Die Stellungen wählte er leicht und gefällig, sein Faltenwurf war geschmackvoll, nur bediente er sich oft zu den Gewändern matter Farben, welche dem Effekt schadeten. Im Anordnen und Malen der Hände kamen ihm wenig Künstler gleich.

Seine Kompositionen zu Familiengemälden und historischen Bildern, deren aber nicht viele von ihm vorhanden sind, gerieten leicht etwas ängstlich. Vollkommen Meister im Zeichnen, denn er hatte auch Anatomie fleißig studiert, durfte er eigentlich seinen Genius nur freier walten lassen, aber er traute sich zu wenig zu. In der Kunst wie im Leben überhaupt leitete ihn eine Art furchtsamer Bescheidenheit, welche seltsam abstach gegen seinen sonst so lebendigen Geist. In den Skizzen zu seinen größeren Bildern herrschte Freiheit und Genie; kam es aber zur Ausführung, so genügte er sich nicht, änderte dies und jenes, mäkelte hier und da, und so blieb stets die Ausführung hinter dem Entwurf zurück. Fremde Kunstleistungen erkannte er gern überall an und wußte selbst aus mittelmäßigen Bildern eifrig das Gute herauszufinden. Seine eigenen Arbeiten aber waren ihm nie gut genug, und ein kleiner Tadel, der sie traf, konnte ihn oft auf lange Zeit entmutigen. „Je länger man malt,“ pflegte er dann wohl zu sagen, „je mehr sieht man ein, wie wenig man kann.“ Vor Grassis<sup>1</sup> Bildern in Dresden habe ich ihn oft entzückt stehen sehen, indem er bemerkte, so viel vermöge sein Pinsel nicht.

Der Vater konnte sehr zerstreut sein, ein Fehler, den sein Vater in noch höherem Maße besessen haben soll. Von des Vaters Zerstreutheit bewahrte die Mutter manches hübsche Geschichtchen in ihrem Gedächtnis, mir aber fällt gerade nur eins der Art jetzt ein. Der Vater war mit dem alten Gleim befreundet und korrespondierte mit ihm. Als er einst während seines Aufenthalts in Berlin zugleich an Gleim und an die Mutter schrieb, verwechselte er die Adressen. Ein höchst zärtlicher Brief, der gleich so anfing:

<sup>1</sup> Joseph Grassi (1757—1838) war seit 1799 Professor an der Dresdener Akademie.

„Meine englische Sophie“, kam an den alten Dichter, und die Mutter erhielt den an Gleim gerichteten Brief. Dies Stückchen trug der Mutter ein niedliches komisches Gedicht ein, welches Gleim, den Vorfall besingend, zugleich mit dem der Mutter gehörigen Brief dieser übersandte.

Leidenschaftlich liebte der Vater die Musik, und schon sehr zeitig mußte die Mutter mich und meine Schwester kleine Liedchen lehren. Später, in Dresden und Leipzig, erhielten wir dann gute Lehrmeister und brachten es bei glücklichen Anlagen zu einer fast kunstmäßigen Fertigkeit im Gesang. Des Vaters größte Freude war es, sich von uns, während er malte, vorsingen zu lassen. Sein Gehör war so fein, daß ihm nicht der kleinste Mißton entging, und bei der Wahl der Musikstücke, die er für uns anschaffte, leitete ihn ein vollkommen feiner Geschmack.

Bevor ich mit meinen Erinnerungen von Dessau scheidet, muß ich noch eines Vorfalles gedenken, der nicht ohne Einfluß auf mein Gemüt war. Es bestand in Dessau ein Picknick, wozu die Honoratioren sich alle vierzehn Tage versammelten. Die Älteren spielten, und nach Tisch wurde getanzt. Ich fand diese Bälle in einem engen, nichts weniger als eleganten Lokal, welches obendrein aus einem Nebenzimmer, worin die Herren rauchten, mit Dampf erfüllt war, gar herrlich und war beglückt, wenn die Eltern mich mitnahmen. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Advokaten Schubring<sup>1</sup>, der sich bald zu meinem Verehrer erklärte und endlich ernste Absichten zu erkennen gab. Es war ein recht braver Mann; um mir aber damals zu gefallen, hätte er ein Grandison<sup>2</sup> sein müssen,

<sup>1</sup> Er war übrigens Regierungs- und Forstrat. Er tröstete sich auch über den Korb bald und verheiratete sich schon im nächsten Jahr, 1800, mit einer Verwandten von Hans von Marées. — Im Jahre 1840 kam Caroline mit ihrem kranken Gatten, Fr. Wilken, noch einmal nach Dessau, wohin es beide schon lange zog, und weilte da von Ende August bis 9. Oktober. Ein Kreis von angenehmen alten Dessauer Bekannten fand sich damals bei ihnen wieder zusammen, unter ihnen auch der Sohn des hier genannten Schubring, ein Prediger, der sich wohl in Berlin, wo er der Lehrer von Schleiermachers Kindern war, ihnen genähert hatte; er war ein sehr musikalischer Mann und Freund von Felix Mendelssohn, dem er den Text zum „Paulus“ und zum „Elias“ zurechtlegen half (seinen Briefwechsel mit diesem gab 1891 J. Schubring heraus).

<sup>2</sup> Samuel Richardson, 1689—1761, begründete mit seiner „Pamele“, „Clarissa“ und „Sir Charles Grandison“ den englischen Familienroman. Grandison ist ein Ideal

und das war er freilich nicht, so wenig als ich eine Henriette Byron war, obwohl ich nicht geringere Ansprüche als diese junge Dame machte hinsichtlich einer Wahl. Ich behandelte den guten Advokaten etwas leicht hin und schnöde. Das sollte mir aber nicht ungestraft hingehen. Das letzte Picknick, dem ich beizuhnte, war bestimmt, mir eine gute Lehre zu geben. Herr Schubring, der erste mich zum Tanze aufzufordern, drückte dabei ziemlich deutlich seine Empfindungen aus, für die ich nur eine spottende Erwiderung hatte, indem ich ihm zugleich den erbetenen Tanz versagte und bald darauf mit einem anderen Herrn antrat. Als ich mich, um auszuruhen, in eine Ecke des Saales setzte, nahm Herr Schubring einen leerstehenden Stuhl neben mir ein; er sah sehr ernst aus, und ich fühlte im Bewußtsein meines ungehörigen Benehmens seinem Blick gegenüber mich verlegen. Wir schwiegen beide eine Weile. Dann unterbrach er zuerst diese etwas peinliche Stille. „Sie haben mir heute weh getan, liebe Mamsell Tischbein,“ sagte er, „vielleicht ohne es gerade zu wollen, denn ich hatte bisher eine zu gute Meinung von Ihnen, um anzunehmen, daß Sie absichtlich mich kränken wollten.“ Ich konnte ihm nichts erwidern; er fuhr fort: „Wären Sie mir gleichgültig, so würde ich kein Wort mehr an Sie richten; aber ich halte es für der Mühe wert, weil Sie mir nicht gleichgültig sind, Ihnen zu sagen, daß es eines guten Mädchens unwürdig ist, wenn sie einen braven Mann, weil sie seine Neigung nicht erwidert, verspottet; seine ehrliche Gesinnung wenigstens sollte anerkannt werden, und glauben Sie mir, so zurückgewiesene Männer, wie ich von Ihnen, haben, wenn sie wollen, Waffen gegen Ihr Geschlecht in Händen, die gefährlich sind.“ Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Worte mich beschämten; die Tränen traten mir in die Augen; aber der Mann hatte recht, er gab mir, was ich verdiente. Gerecht genug, dies einzusehen, war ich bald bereit, es auch zu gestehen. Ich sagte ihm also, daß ich unrecht gehabt im Übermut meines oft zu fröhlichen Herzens, daß ich für

---

von Ritterlichkeit, von gleicher Trefflichkeit die von ihm geliebte Henriette Byron. — Caroline hat das Buch auch Auguste Böhmer in Dessau zu lesen gegeben. „Der Grandison“, schreibt ihre Mutter an diese, „ist eine kindische Lektüre, aber es kann nicht schaden, daß Du ihn kennen lernst.“



eine Lehre danke, die ich nie vergessen würde, und bat ihn, mir seine Achtung wieder zu schenken. Er ergriff auch mit Tränen in den Augen meine Hand und versicherte mich, er werde stets den innigsten Anteil an meinem Wohl nehmen, und ich möchte auch ihm seine Freimütigkeit verzeihen. So endete diese Szene völlig versöhnend.

Lange dauerte überhaupt diese übermütige Periode meines Lebens nicht; ich wurde bald ernsthaft genug; ähnlichen Mutwillen ließ ich mir wenigstens nie mehr zuschulden kommen.

*[Faint bleed-through text from the reverse side of the page, including names like 'Lange dauerte' and 'ähnlichen Mutwillen']*